Briefe aus Berlin.

Geschrieben im Jahr 1832.

Sobald ich anfange, meine guten Berliner zu loben, so hat mein Ruhm bei ihnen ein Ende, und sie zucken die Achseln, und flüstern einander zu: Der Mensch wird sehr seicht; uns sogar lobt er. Keine Stadt hat innerlich weniger Lokalpatriotismus als Berlin.

H. Heine.

Zweiter Theil.

Hanau,
Verlag von Friedrich König.
1832.

Briefe aus Berlin.

Rede wahr, ſcheue Niemand!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

XVIII.

Die ſtehenden Heere ſind der große Hanswurſt, welcher zuckt und ficht, wenn ein kindiſcher Fürſt am Fädchen zieht. Sie ſind der Bandwurm, der ſich in den Eingeweiden des Staats erzeugt hat, von deſſen beſten Säften ſich nährt, und den Staat wie das Volksleben bleich und kränkelnd macht.

H. König.

In dem preußiſchen Heere haben in dieſen Tagen viele und bedeutende Beförderungen Statt gefunden, jedoch der Größe der preußiſchen Armee angemeſſen. Die Klagen der Völker über große ſtehende Heere ſind allgemein und laut. Das größte ſtehende Heer der Welt iſt die Armee der Schufte. Ohne beſtimmte äußere Zeichen und Farbe, hier mit dem Miniſter-Rocke bekleidet, dort mit Bettlerlumpen

behangen, haben ſie nur durch den Schwur zur ſelben Fahne einen gemeinſamen Vereinigungspunkt, wiewohl jeder, gleich einem abgeſonderten Corps, für ſich manövrirt, auf beſonderem Terrain, denſelben Coup — wenn auch nach verſchiedenem Plane und in verſchiedener Weiſe, ausführend, z. B. gewiſſe Miniſter und Taſchendiebe eine Attaque auf den Geldbeutel des Publikums, erſtere offen, letztere heimlich.

Nach dieſer Armee folgen die ſtehenden Militärheere. In unſeren Tagen, wo ſich die politiſchen Verhältniſſe Europa's trotz aller Conferenzen und Protokolle tagtäglich mehr und mehr verwirren, und ſich in einen Knoten ſchlingen, der ein gordiſcher Knoten zu werden droht, nicht aufzuknüpfen durch diplomatiſche Fingergewandtheit, einzig und allein lösbar durch das Schwert, ſind die ſtehenden Heere ein nothwendiges Uebel und eine üble Nothwendigkeit. Preußens ſtehendes Heer iſt nach dem Friedensfuße 120,000 Mann ſtark, und

zur Zeit mit den gegenwärtigen drohenden Zeitumständen, der Größe und Bedeutung dieſer Staatsmacht und der militäriſchen Bewaffnung der übrigen größeren Staaten Europa's in gehörigem Verhältniſſe vermehrt. In Kriegeszeit kommen die Kriegsreſerve und die Landwehr des erſten Aufgebotes mit 230,000 Mann, und die des zweiten Aufgebotes mit 180,000 Mann hinzu, und eine Armee von 532,000 Mann — vom Feldwebel abwärts gerechnet — ſteht unter den Waffen.

Dieſes bedeutende Heer wird befehligt von ungefähr 13,000 Officieren, worunter überhaupt 5300 bürgerlicher Herkunft, die übrige größere Zahl adligen Urſprungs iſt. Anders iſt das Verhältniß in dieſer Beziehung unter den Officieren der verſchiedenen Waffengattungen. Die Garden zählen die meiſten Officiere von Adel, darnach die übrige Infanterie und Cavallerie. Im Officierkorps der Artillerie, wie unter den Ingenieur-Officieren, wo es auf wiſſenſchaftliche Bildung und Kenntniſſe an-

kommt, prädominirt der Adel nicht. Denn unter den 805 Artillerie-Officieren — auch der General-Lieutenant dieſes Korps iſt bürgerlichen Standes — zählt man nur 137 adlige, und unter den 282 Ingenieur- und Pionier-Officieren, an deren Spitze gleichfalls ein bürgerlicher General-Lieutenant ſteht, finden ſich nur 65 Officiere adliger Abkunft.

Ueber die Verminderung der ſtehenden Heere in Friedenszeiten iſt in Deutſchland viel geſchrieben, aber nichts gethan. Begnügen wir uns daher in Bezug auf Preußen mit obigen militairſtatiſtiſchen Notizen. —

Preußen iſt ein Militärſtaat. Das iſt die Stereotypphraſe aller Statiſtiker, welche Einer dem Anderen gähnend nachſchwatzt, unbekümmert um Wahrheit und Lüge. Ich behaupte: der preußiſche Staat iſt ein Beamtenſtaat, und trete mit dieſem Satze als Reformator der Statiſtik des preußiſchen Staates auf, und will mir das Diplom eines Statiſtikers erfechten.

Das größte stehende Heer in Preußen ist das Beamtenheer, systematisch organisirt und tüchtig einexercirt im Federkamaschendienst, ein — wenn auch kriegswaffenloses, doch furchtbares Korps, gleich dem schwarzen Korps der Rache, glorreichen, aber schier verschollenen Andenkens, das keinen Pardon gab. Von dieser furchtbaren Macht der Beamtenarmee in Preußen, die ich früher nicht geahnt, setzte mich gestern eine officielle, jedem zugängige Quelle in Kenntniß. Es war das Handbuch über den preußischen Hof und Staat. Das Namensregister darin nimmt allein hundert Seiten ein, und zählt über 160,000 Namen. Und diese Zahl bilden nur die höheren Beamten. Die Zahl der Subaltern- und niedern Beamten des Staats ist unbedenklich eben so groß, oder vielmehr noch um die Hälfte größer, so daß die Gesammtzahl der Beamten Preussens gegen 400,000 Köpfe beträgt.

Es ist mithin — die Einwohnerzahl des ganzen Landes zu 14 Millionen angenommen,

der 35ſte Einwohner ein Beamter. Der jährliche Papierbedarf — auf jeden Kopf das geringe Quantum von 2 Ries Papier angenommen — beträgt über 230 Millionen Ries Papier. Durch dieſe Kopfzahl und auf dieſen Papierbogenmillionen wird der Unterthanen Wohl befördert, ihr Leben und Eigenthum geſichert, Bildung und Unterricht gefördert, Uebelthäter verurtheilt, Alles revidirt, superrevidirt, kontrollirt, dekretirt, expedirt, einregiſtrirt, mundirt, inſinuirt, exekutirt, exmittirt u. ſ. w.

Die Reſerve des Beamtenheeres bilden die Penſionaire und die Wartegeldsherren. Erſtere ruhen aus von ihrer Arbeit; ſie ſind die Invaliden. Letztere ſind todte, aber dennoch zehrende Staatsbeamte, die Vampyre an der großen Goldader des Staats, welchen bei hohem Wartegeld obliegt, zu faullenzen und ſich die Zeit zu vertreiben mit Tabakrauchen und Spazierengehen. —

Genauer, wie Linné in ſeinem Syſtem Pflanzen, Thiere und Steine klaſſificirte, ſind die Beamten in Klaſſen getheilt durch ſ. g. Rangordnungen. Die preußiſche Rangordnung iſt mir noch unbekannt. Dagegen kenne ich die Kurheſſiſche. Sie zählt acht Klaſſen, worin das ganze, zweibeinige Geſchlecht der Beſoldeten untergebracht iſt. Sie gibt reichen Stoff zu merkwürdigen Betrachtungen. Ich führe nur Einige an:

Die Hof=, Forſt= und Jagdjunker ſtehen mit den Landrichtern, Kreis=, Kriegs= und Legationsräthen in einer (der 6ten) Klaſſe, der katholiſche Biſchof in der erſten, der proteſtantiſche Generalſuperintendent in der ſechsten, die katholiſchen Domkapitulare in der vierten, dagegen die proteſtantiſchen Conſiſtorialräthe und Superintendenten mit den Stallmeiſtern und Forſtjunkern in der ſechsten. In der ſiebenten reihen ſich friedlich nebeneinander die außerordentlichen Profeſſoren, Hoflichtkämmerer, Küchenmeiſter, Leib=Büchſenſpanner,

Silberdiener und Hoftapezirer, und in der achten Prediger und Hofmundköche, Referendare und Hofkonditoren, Gymnaſiallehrer und Hof-Bratenmeiſter, Hofbackmeiſter, Wildpretmeiſter, Stallſchreiber und Hofkiefermeiſter. —

Die Dienſte und Verdienſte der Beamten pflegt man in Deutſchland auf die wohlfeilſte Weiſe zu belohnen mit Orden und Titeln, und außerdem harrt ihrer noch — wenn ſie es zu hohen Jahren bringen — eine beſondere Anerkennung — die ſ. g. Dienſt- und Amts-Jubelfeier. Die preußiſche Staatszeitung ließ ſich's ſonſt angelegen ſeyn, umſtändliche Beſchreibungen von dergleichen Jubelfeſten, welche in Preußen Statt fanden, mitzutheilen. Seit meinem Aufenthalte in Berlin habe ich mich indeß vergeblich nach ſolch einem Berichte umgeſehen, um ſo auffallender, als früherhin nach dieſem Artikel ſtarke Nachfrage, derſelbe ſchier ſtereotyp und den Leſern zum Ekel geworden. Und jetzt iſt gänzlicher Mangel daran. Seltſam! War's doch mindeſtens von

einigem Werth; denn gab's auch ſonſt wenig Jubel im Lande, ſo gab's doch als Surrogat etwas Dienſtjubel. Und dieſer ſchweigt nun gar auch? —

Doch — gut, daß er ſchweigt! Denn gibt's einen ſchlechteren, heiſereren, tonloſeren Jubel, als dieſen Dienſtjubel? Gibt's eine ſchlechtere, kältere, feierloſere Feier, als eine Dienſt- und Amts-Jubelfeier? — Sie iſt der Kehraus, getanzt um das offene Grab des Jubelgreiſes, der Schlußakkord der Lebens-Symphonie, ein lautes Memento mori bei Geſang und Becherklang, wobei dem armen Jubilarius angſt und bange werden muß.

Und was bringt ein ſolches Feſt? Wie wird es begangen? — Gehört der Jubelgreis zu den höheren Beamten, iſt er z. B. ein Präſident, ſo gehen der Feier große Vorbereitungen vorher. Durch eine Subſcription, woran alle untergeordneten Beamten — ſelbſt diejenigen nicht ausgenommen, welche mit ihrem geringen Gehalte kaum ihre und der Ihrigen

Nothdurft zu befriedigen vermögen — Theil nehmen müſſen, wird ein Fonds gebildet, den Hochwohlgeborenen Jubler zu ehren. Durch dieſe Kriegskontribution in Friedenszeiten iſt die erforderliche Summe herbeigeſchafft, Jeder hat eine Zwangs-Aktie genommen, Muſik, Wein und Eſſen werden beſtellt, Feſtgedichte geſchwitzt und auf Seide gedruckt u. ſ. w.

Der Feſttag bricht an. Er beginnt mit einem Morgenſtändchen unter dem Fenſter des Schlafgemachs des noch ſchnarchenden Greiſes. Allenfalls ein Choral: Herr Gott dich loben wir, weckt den Armen aus dem wohlthätigen Morgenſchlafe. Früher als ſonſt vom weichen, warmen Lager aufgeſtanden, vertauſcht er alsbald Schlafrock und Pantoffeln mit ſeinem Feſt-Rocke und ſeidenen Strümpfen, das Rathskollegium und ſeine Glückwünſche zu empfangen. Der älteſte Rath figurirt als Redner; der Jubelgreis antwortet mit bebender Stimme und Thränen im Auge, und die Glückwünſchenden entfernen ſich, den Referendarien und

Subalternen Platz zu machen. Der Mittag naht. Der verehrte Greis wird von einer Deputation zum Mahle, dem Asyle deutscher Lust, geholt. Die Mahlzeit beginnt. Nach der Suppe wird dem alten Herrn der angekommene Orden umgehangen: Beglückwünschungen, Jubel, guter Appetit, tüchtiger Durst, jeden Augenblick Gläserklingen und Toast's bis zur Abenddämmerung, wo der Ball beginnt, den der Greis eröffnet, um Mitternacht verläßt, um sich niederzulegen, während die Jungen jubeln, trinken und tanzen bis zum Morgenruf des Hahns.

Ich wohnte einst der 50jährigen Jubelfeier eines Schulmeisters in einem kleinen Städtchen bei. Die Schuljugend begann den Festtag mit Absingen eines alten Kirchenliedes vor der Hausthür des Meisters. Sämmtliche Honoratioren, Pfarrer und Bürgermeister an der Spitze, schenkten glückwünschend einen gewaltigen Lehnsessel. Die männliche Schuljugend brachte einen Maserpfeifenkopf und eine Fuß-

bank, die weibliche hatte ein Dutzend Schlafmützen gefertigt: Die Junggesellen der Stadt weihten einen Schlafrock, die Mädchen ein Paar gestickter Pantoffeln — Alles so handgreiflich anspielende Jubelfestgeschenke, auf Schlaf, Ruhe — Grabesruhe deutend, daß dem Armen aller Jubel hätte vergehen müssen bei dieser Feier der goldenen Hochzeit mit seinem Amte, unter dessen schwerer Last er ein halbes Jahrhundert lang gestöhnt, und im heißen Schweiße seines Angesichtes sein tägliches Brod erworben hatte. — Und obenein noch ein Gedicht von den Schulmeistern der Nachbarstadt mit dem Schlußverse:

Hier Hand und Herz! — Dein Alter sey voll Wonne,
Und lieblich säus'le Dir ein linder West!
Und sinkt sie einst, nach Jahren, Deine Sonne, —
Dann wache auf zum schönern Jubelfest!

Und noch im selben Jahre wachte er auf zum schönern Jubelfeste.

„Lieber eine alte Maus seyn, als so ein Jubelgreis!

Wozu Amts- und Dienstjubelfeste? — Der kleinste Theil der Verdienste, die man dadurch ehren will, kommt auf Rechnung des Gefeierten selbst. Der Zufall hat ihm eine längere Lebensdauer verliehen, als der Mehrzahl beschieden wird. Und was er gethan und gewirkt in dieser langen, wenigen und selten gewährten Frist, war nichts, als Erfüllung seiner Pflicht, die ihm oblag.

Aber Anerkennung der Verdienste um's Vaterland — höre ich einwenden. Ein Gerichtsbote trug 50 Lebensjahre hindurch Akten, und sein Jubel-Ehrentag wurde gefeiert. Ein Gerichtsbote — und Verdienste um's Vaterland! — Ist's mit Vielen anders? —

Die heutige Staatszeitung enthält gerade — ich möchte sagen — sympathisirend mit meinem Briefe — als größte Neuigkeit aus dem „Inlande" die Mittheilung: daß ein Berliner

Universitätspedell am 8ten April seine 50jährige Dienstfeier begangen, das allgemeine Ehrenzeichen und den Titel Oberpedell erhalten habe. Es lebe der Oberpedell!

XIX.

In ſolch einer Univerſitätsſtadt iſt ein beſtändiges Kommen und Abgehen; alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration; das iſt ein ewiger Menſchenſtrom, wo eine Semeſterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Profeſſoren bleiben ſtehen in dieſer allgemeinen Bewegung, unerſchütterlich feſt, gleich den Pyramiden Egyptens — nur daß in dieſen Univerſitätspyramiden nicht immer Weisheit verborgen iſt.

H. Heine.

Das Königlich-Sächſiſche Miniſterium des öffentlichen Unterrichts hat eine Verfügung an die Univerſität zu Leipzig erlaſſen, worin die Profeſſoren angewieſen werden, ihre Vorleſungen ſo einzurichten, daß in jedem Halbjahre alle Hauptkollegien öffentlich vorgetragen werden, da bisher das Nothwendige privatim, d. h. gegen Honorar, und nur minder Wichtiges öffentlich und unentgeldlich geleſen worden.

Eine weiſe, landesväterliche Verordnung, würdig, für alle deutſchen Univerſitäten anwendbar erklärt zu werden. Zwar werden die Univerſitätslehrer Zeter und Wehe ſchreien, lamentiren, ſuppliciren, remonſtriren und deduciren in weitläufigdeutſchen, wiederholten Petitionen an Fürſten und Landſtände: man thäte Abbruch ihren wohlerworbenen Rechten, ihren verjährten Anſprüchen. Aber ſoll der Einzelne mehr gelten, als Alle? Soll er ſich nicht fügen, wenn es das Wohl des Ganzen gilt? —

Die Beſoldung der Profeſſoren iſt nach demſelben Maßſtabe, wornach die Dienſte der ihnen im Range gleichſtehenden Staatsbeamten renumerirt werden, beſtimmt, und gewährt ihnen gehörige Subſiſtenz. Für dieſes Gehalt leiſten ſie aber gar nichts; denn die unentgeldlichen, öffentlichen Vorleſungen von einer, höchſtens zwei Stunden in der Woche, wovon noch die Hälfte durch Verhinderungen, Unpäßlichkeiten aller Art verſchlungen wird, ſind

zu unbedeutend, um nur in Betracht kommen zu können. Es sind Lückenbüßer-Vorlesungen, wobei Niemand verliert, wenn er sie nicht hört, vielmehr gewinnt, nämlich Zeit, welche zu Besserem angewandt werden kann. Dagegen werden alle besseren und nothwendigen Hauptvorlesungen gegen Entrichtung hohen Honorars gelesen, was man seltsamer Weise privatim heißt. Und dadurch steigert sich die jährliche Einnahme derjenigen Universitätslehrer, welche diese Hauptkollegien usurpirt haben, oder dafür angestellt sind, z. B. der Pandektenlehrer zu den enormsten Summen bis zu 6000 Thlr. —

Ueberhaupt bedürfen unsere Universitäten, welche sich frei von Makeln und Mängeln rühmen, einer totalen Reform. Man halte ihnen nur einen Hohlspiegel — wenn auch nicht den englischen Rasierspiegel des Professors Schütz — vor, damit sie schauen, wie viele Warzen, Leberflecken, Pöckchen und Geschwürchen sie verunzieren, die alle ausgemerzt und vertrieben werden müssen.

Hauptsächlich richte man bei dieser Reform das Hauptaugenmerk auf die großen Ferien, sie verschlingen fast ein Drittel des ganzen Jahres; auf eine bessere Controlle der Professoren in amtlicher und sittlicher Hinsicht; auf die zahllosen Unpäßlichkeiten und eingetretenen Hindernisse, welche hier noch häufiger vorkommen, als bei Opernsängerinnen und Schauspielern, und viele Vorlesungen wegraffen; ferner auf den Amts- und Brodneid und die Honorarsmißgunst, welche unter ihnen gleich einer Epidemie grassiren, und denen die sächsische Verordnung ein Ziel setzt; vor allem sey man auf die Entfernung solcher Lehrer bedacht, deren Grundsätze, Lehren und Tendenz abgeschmackt und verderblich sind, sowohl für die Wissenschaft als das Leben, namentlich der Träumer, Kopfhänger, Mystiker, Proselytenwerber, Convertiten, Enthusiasten. Nicht minder kontrollire man die Universitätsblätter, die s. g. Literaturzeitungen,

wiſſenſchaftliche Zeitſchriften, kritiſche Jahrbücher, damit ſich die Wiſſenſchaft nicht zur Milchkuh erniedrige, und die Kritik würdig und unpartheiiſch gehandhabt werde.

Aber auch den Studirenden widme man gleiche Aufmerkſamkeit, beſonders ihrem äußeren Leben und Streben. Wie Mancher, der auf der Univerſität den Grund zu ſeinem künftigen Lebensglücke legen ſoll, kehrt moraliſch und wiſſenſchaftlich verderbt zurück. Der ſ. g. akademiſchen Freiheit — was iſt ſie anders, als ein ſchnell erlöſchender Sternſchnuppen — lege man Zügel an. Man wehre vor allem den häufigen Ausbrüchen roher, wahrhaft viehiſcher Luſt, die Leib und Geiſt verderben, achte auf Zucht und Ordnung, ſetze eine ſtrenge, ernſte, achtbare Univerſitätspolizei ein, ſtatt jener lächerlichen Häſcher und hölzernen Späher, ſuche die ſchroffe Scheidewand zwiſchen Burſchen und Philiſter zu heben, Theilnahme der Studenten am Familienleben der Bürger und eine Annäherung Beider zu bewirken.

Gerade durch die schier auf allen Universitäten mehr oder minder herrschende Beschränktheit auf sich selbst und die Studentenwelt allein verliert der Jüngling. Sein Leben und Streben wird einseitig und einförmig, und überdrüssig dieses ewigen, starren Einerlei wirft er sich verderblichen Zerstreuungen jeder Art in die Arme. Man verbanne vorzugsweise das gefährliche Spiel der Duelle, diesen, Deutschlands Universitäten allein anklebenden Schandfleck, ganz und gar, wobei Gesundheit und Leben auf's Spiel gesetzt werden um — Nichts. Denn die s. g. Studentenehre, leicht verletzbar und empfindlich, wie die Sinnpflanze, ist nichts anders, als ein eitler, alberner Popanz.

Durch eine Reform, welche auf obige Punkte Rücksicht nimmt, werden unsere Universitäten ein besseres, würdevolleres, blühenderes Ansehen gewinnen. Dann werden verschwinden Göttingens altväterische, hagere, nasenrümpfende Ultraphysiognomie sammt seinen steifen, pedantischen „Gelehrten Anzeigen",

seinen Grafentischen und seiner Sittenverderbtheit, Berlins eingebildete, sich selbst preisende, gewichtige Ueberlegenheit, nebst seinen vornehmen Manieren und Hegel'schen Jahrbüchern, Bonn's ekler Professoren-Brodneid und proselytische Mystik, sammt seiner, der Intoleranz huldigenden, katholisch-theologischen Zeitschrift, Halle's innere, rationalistisch-pietistische Spaltung, Jena's Unbedeutenheit sammt seiner geldwuchernden Kritik und Literaturzeitungs-Niederträchtigkeit, Münchens schroff und buntgemischte Heterogenität, Leipzigs Freiheitsfiktion und Ideenpseudoliberalismus. Ein freieres, allseitiges Streben, wie in Breslau, Freiburg und Heidelberg, wird sich dann überall kund thun. Von allen jenen Flecken und Makeln gesäubert wird die Sonne der Wissenschaft hell und glänzend aufgehen über Deutschland, eine segenbringende Schöpferin eines schöneren Tages gedeihlicher Bildung und wahrer Aufklärung! —

Göttingen's Blüthenzeit und Glanzperiode, welche mit der Puderzeit und Perückenperiode zusammenfiel, ist längst dahin. Es gleicht heut zu Tage einem heruntergekommenen Wirthe, der das alte, berühmte Wirthshausschild noch immer als Köder für die Gäste über der Thür aushängen hat, wiewohl der alte gute Wein längst ausgelaufen ist, und die Fässer mit Krätzer wieder gefüllt sind.

Die Universität Bonn gleicht einem Handlungshause, welches große Verluste erlitten. Die alten Hauptmitglieder der Compagnie sind theils ausgetreten, (Mittermaier, Welker, v. Walther), theils gestorben (Hasse, Niebuhr, Hermes). Dadurch ist ein bedeutendes Einlegekapital aus der Handlung verschwunden, der Credit des Hauses bedeutend gefallen, und seine Anweisungen und Papiere gesunken. Die Handlungsdiener, Comptoristen und Musterreiter des Hauses wollten das Geschäft unter der alten Firma auf eigene Rechnung fortsetzen; allein Mangel an Fonds,

Neid und Zank zersprengten die Compagnie, und jeder hat jetzt sein eigenes Handlungshäuschen mit geringen Fonds etablirt, und schachert und wuchert für eigene Rechnung.

Halle gleicht einer schlechten Ehe- und Haushaltung, wo Mann und Weib sich weidlich prügeln und mit Maulschellen und Ohrfeigen regaliren. Das Weib eilt heulend und klagend auf die Straße, ruft Polizei und Gericht zu Hülfe, welche aber keinen Grund gefunden, die Ehe zu scheiden; drum beißen und kratzen sich Hund und Katze in denselben vier Mauern nach wie vor.

München gleicht dem Sammelplatze einer geschlagenen Armee, wo Flüchtlinge und Ausreißer von allen literarischen Waffengattungen zusammengelaufen ein Corps bilden, ähnlich der früheren deutschen Reichsarmee. Zur Zeit nimmt man Bedacht, mehrere Glieder zu entfernen und in andere Universitätskorps zu stecken.

Auf der Leipziger Universitätsmesse herrscht gewaltiges Leben. Es wimmelt von

Ideenkrebsen, wie auf der Buchhändlermesse von Bücherkrebsen. Der maulgewaltige Usurpator erlag auf dem literarischen Schlachtfelde Leipzigs nach einem langen Streite von drei Jahrzehnden, wie Napoleon nach dreitägigem Kampfe erliegen mußte.

Jena gleicht einem, auf halben Sold gesetzten General, der mit Literatur und Kritik schachert und wuchert, gleich einem Roßtäuscher, als wären's Pferde, womit er täuscht, um's Geld.

Die hiesige (Berliner) Universität gleicht einem en gros Geschäfft, welches die heterogensten, flüssigen Artikel führt, nebenbei eine Schenke nnd Marketenderei von Berliner Fusel hält — —

Wien und Prag — afrikanische Steppen — hie und da einige freundlich-grünende Oasen — Kameele — gleich raublustigen Arabern — Klapperschlangen — —

XX.

Was gibts Neues? — Ohne dieſe Frage wäre das Leben kalt und leer wie das Dachſtübchen eines armen Teufels, öde wie die Lüneburger Haide, unerquicklich wie eine Spitalſuppe — ein endloſer Gedankenſtrich vom erſten bis zum letzten Stündlein.

Unſere Zeit iſt ein Cröſus — wenn auch nicht an Schätzen, doch an neuen Erſcheinungen und Begebniſſen, und jede Woche — ja jeder Tag iſt der Geburtstag eines Ereigniſſes von Intereſſe, wiewohl der hieſige Freimüthige kürzlich unter der Rubrik: Berliner Converſation auftiſchte:

„In dieſer Woche wurde nichts von Intereſſe geſprochen.“

Der Himmel mag wiſſen, was für dieſen freimüthigen Berliner von Intereſſe iſt. Ich

behaupte: Ein Platzregen der heterogensten Novitäten stürzt fortwährend herab. Wohin sich retten? Wo beginnen? Wie das Wasser, die zahllosen Tropfen abschütteln? Drum frisch nur den Mantel gerüttelt! Die Tropfen werden schon fallen. —

In diesen Tagen — laß mich mit dem Wichtigsten beginnen — ist hier in Berlin ein Werk dem Federkiel entsprungen — ich wollte sagen — entflossen, von dessen Folgen ich zwei Bände Briefe allein füllen könnte. Ich meine den Entwurf zu einem neuen deutschen Bundes-Preßgesetz, welches — wie man sagt — siebenundsiebenzig geschriebene Bogen stark, seine Reise nach Frankfurt unverzüglich antreten wird. Man übersehe dabei nicht die ominöse Zahl 77. Der ganze Bundestag in corpore harrt bereits des Ankömmlings. —

Wie wird man in Deutschland den Ankömmling späterhin, wenn er eingebürgert werden soll, empfangen? — In ..... ohne Zweifel durch Ehrenpforten in schwarzem Frack,

weißen Handſchuhen und chapeau-bas, im Hintergrunde Illumination, in ..... im Schlafrock und Pantoffeln. — Seltſam — viel große Herren lieben Druck und Preſſen, und ſind damit freigebig, wahre Freiherrn, vom Notendruck bis zum Volksdruck, vom Citronenpreſſen bis zum Matroſen- und Rekrutenpreſſen. Aber ſie haſſen Letterndruck und Bücherpreſſen, fürchten ſie gar mehr als den Leibhaftigen. Zu bedauern iſt, daß der große Berliner Cenſor, der ſelige Grano, der Robespierre der preußiſchen Cenſur, der mit ſeinem Gänſefederquillotinchen unbarmherzig ſchaltete, nicht mitgefördert hat am großen Cenſurwerke, welches auf's neue als officieller Ausſpruch der Unfähigkeit des deutſchen Volkes, eine Freiheit zu genießen, deren Beſitzes ſich Franzoſen und Britten längſt erfreuen, daſtehen wird.

Der Petersburger Buchhändler Smirdin hat am 2. May dieſes Jahres die Eröffnung ſeines neuen prächtigen Lokals mit einem glänzenden Gaſtmale geſchmückt, zu welchem 120 ruſſi-

ſche Schriftſteller geladen waren. Echt ruſſiſch ward bei dieſem ruſſiſchen Schriftſteller-Bruder- und Liebesmale der erſte Toaſt dem Kaiſer als „Stifter des heilſamen Cenſurreglements“ gebracht.

Auch in Deutſchland gibt ſich ein raſtloſes, unermüdliches Streben nach dieſem herrlichen Titel kund. Viele treue Diener haben ſchon den Lorbeerkranz dafür errungen; man will — wie es ſcheint — nach dem Beſitz des ganzen Lorbeerbaumes dieſes Cenſurruhmes ſtreben, und ihn als Monopol in Anſpruch nehmen. Gelingt es, ſo bleibt den Poeten für ihre Gedichte, den Köchen für ihre Gerichte kein Blättchen.

Die Braunſchweiger Cenſur hat ſich in dieſen Tagen des philoſophiſchen Doktorhutes würdig gezeigt, und verdient ihn bonoris causa. Wird die Univerſität zu Helmſtadt dereinſt wieder als Landesuniverſität zu Ehren und Würden kommen, ſo verdient ſie — die Braunſchweiger Cenſur nemlich — wegen ihrer logiſchen Conſequenz als Profeſſorin den Lehrſtuhl

der Logik einzunehmen. Eine neue frische Verordnung verbietet die Freiburger Zeitschrift, den Freisinnigen, weil es „mit der bestehenden Gesetzgebung, welche die Censur der Druckschriften vorschreibt, unverträglich sey, daß eine ohne vorgängige Censur erscheinende Zeitung in Braunschweig zugelassen werde.“ Nichts desto weniger werden alle ohne Censur erscheinenden französischen und englischen Blätter und Zeitungen in Braunschweig zugelassen. Seltsam! — Doch wer wollte dergleichen deutsche Seltsamkeiten heut zu Tage seltsam finden! —

Seit Kurzem zählt Preußen zwei bürgerliche Minister — ein schönes, erfreuliches Zeichen des Strebens nach dem Besseren, der Anerkennung wahrer Verdienste, während man in fast allen deutschen Staaten sich noch nicht losgesagt hat von dem alten, erbärmlichen Vorurtheil, und Ministerstellen noch zu den ausschließlichen Prärogativen des Adels gehören. Die bürgerlichen Namen Maaßen und Mühler bürgen für des Königs Adel,

während man in Baiern viel Gewicht auf die Ernennung des Finanzministers von Mieg als ersten protestantischen Ministers Baierns legt, drob Görres und das ganze lichtscheue Uhugeschlecht krächzen vor Ingrimm. Bei ihnen ist durch diese Ministerbestallung der Cours der bairischen Kabinetspapiere gesunken, während die Scheine über die neue Anleihe des Pabstes bei den Gläubigen Credit finden, weil auf den Zinskoupons neben den Zinsen den Inhabern auch noch Ablaß versprochen seyn soll. —

Die vertriebene Herzogin von Berry hegt eine heroische, kühne Amazonenhoffnung, von welcher die männlichen Glieder der Bourbonschen Königsfamilie sich nichts träumen lassen. Sie hat nemlich ihr Logenabonnement im Theater Gymnase zu Paris für dieses Jahr erneuert, in der Hoffnung, im Laufe desselben wieder den Vorstellungen darin beizuwohnen.

Während der Wiener Dichter Grillparzer vom Hofkoncipisten zum Archivdirektor avancirt, zeigt der Dr. Karl Witte zu

Breslau, das frühe Wunderkind, ſein Avancement vom ledigen Junggeſellen zum frohſeligen Bräutigam an. Die Zeit wird lehren, ob er auch ein Wunder-Ehemann wird.

Während die katholiſche Gemeinde Karlsfeld bei München, der Profeſſor der katholiſchen Kirchengeſchichte, Freiherr von Reichlin zu Freiburg und ein katholiſcher Pfarrer in der Nähe von Heidelberg ſich der proteſtantiſchen Kirche angeſchloſſen, gaben die S. Simoniſten in Paris einen Ball, worauf ſich eine Menge ſchöner, artiger Anhängerinnen S. Simon's eingefunden. Ein gläubiger Ball, ein luſtiger Glaube! —

Ich meldete im vierten Briefe von einer Aufforderung an Börne, ſein früheres Amt in Frankfurt wieder anzutreten. Sie iſt — wie ich vorausſagte — erfolglos geblieben. Jetzt hat der Senat der ſ. g. freien Stadt Frankfurt Börne aufgefordert, ſeine Frankfurter Penſion auch in Frankfurt zu verzehren. Da Börne dem Frankfurter Reſidenten mit Umgehung aller gewöhnlichen Formeln den Empfang dieſer Auf-

forderung angezeigt hat, so wird man seine Pension einziehen, wodurch des Frankfurter Freistaates Ausgabe um einige hundert Gulden geringer wird. Gott erhalte den hochweisen Senat in seiner Hochweisheit, und segne seinen Finanzetat durch die eingezogene Börnesche Pension! —

Ich schließe mit einigen Berliner Novitäten:

Der alte Hagestolz und Breslauer Troubadour, Karl Schall, hat im Freimüthigen die Unversehrtheit des Jungfernhäutchen des Fräuleins Ophelia Polonius (in Shakespeare's Hamlet) weit und breit mit bewunderungswürdiger Gründlichkeit und citatengespicktem dramaturgischem Scharfsinn verfochten. Himmlische Geduld des Berliner Papiers! Göttliche Kunst deutscher Dramaturgen! Spinnt und strickt lieber, ihr deutschen Federhelden, und laßt die Jungfernhäutchen ungeschoren!

Der Schlafrockfabrikant Schmidt zu Berlin hat von des Prinzen Albrecht K. Hoheit für bewiesene Geschicklichkeit bei Anfer-

tigung von Schlafröcken das Prädikat eines Hoflieferanten erhalten. —

Wiewohl es bürgerliche Dramen und Trauerspiele im Berliner Leben genug gibt, hat dennoch Karl von Holtei: Ein Trauerspiel in Berlin, bürgerliches Drama in 3 Akten in diesen Tagen auf die Bühne gebracht. — Recht so! Fördert am großen Werke! —

XXI.

Als Karl XII. in Bender war, legte ihm sein Günstling und Schatzmeister Gruithusen eine Rechnung von 50,000 Thaler vor, die in zwei Zeilen und folgenden Worten abgefaßt war: „10,000 Thaler auf Befehl S. Majestät den Schweden und Janitscharen gegeben, und den Rest von mir durchgebracht.“

Das ist aufrichtig — sagte der König, und so liebe ich, daß mir meine Freunde ihre Rechnungen ablegen. —

Unsere heutigen Finanzminister werden diese Anekdote nicht ohne Seufzen lesen können, und ohne mit nassen Augen auszurufen: Ach, die schöne, alte Zeit!

Unsere großen Rechenmeister, die gewaltigen Adam Riese's der Staaten — ich meine die Finanzminister — sind stark beschäftigt. Die Arbeiten wachsen ihnen schier über den Kopf. Sie sind froh, wenn sie die schweren, ihnen zuletzt aufgegebenen Rechenexempel gelöset haben. Der geachtete Finanzminister Preußens

hat sein Rechenbuch fertig. Die Exempel sind gelöst, die Probe ist darauf gemacht; Alles stimmt auf Silbergroschen und Pfenninge. Die Censur hat das Imprimatur nicht verweigert. Der Finanzetat für das gegenwärtige Jahr, die Uebersicht der Einnahme und Ausgabe des preußischen Staats liegt gedruckt vor mir.

Zur Verwunderung Vieler spricht man hier viel davon und darüber. Mehr als der vorige Finanzetat setzt er die Berliner Zungen in Bewegung. Man sollte glauben, die Berliner würden mündig. Sie haben in der letzten Zeit mehr als vom Theater, den Entrechats und Trikothosen der Elsler, und den Bravourpartieen der Schätzel gehört. Sie hörten und lasen u. a. von der Civilliste deutscher Fürsten, und wie die Landstände, z. B. die bairischen, sich zu Censoren der Civilliste ihres Königs aufwarfen, d. h. daran strichen — eine Volkscensur in einem Lande mit Staatscensur. Es gelüstet ihnen vielleicht, ein Gleiches zu thun;

und ſie ſuchen im Finanzetat nach der Civilliſte ihres Königs, aber vergeblich. Sie finden nur, daß von einem „dem Kronfideikommiß vorbehaltenen Revenüenantheil aus den Domainen und Forſten“ die Rede iſt, ohne daß ſich eine Angabe des Betrages dieſes Antheils findet.

Das iſt ihnen nicht recht, und darüber murren ſie, aber ganz allerunterthänigſt, und meinen allergehorſamſt, es wäre doch hübſch, wenn ſie — auch ohne Landſtände — doch Schwarz auf Weiß leſen könnten, auf wie hoch die Civilliſte des Königs ſich belaufe. Sie ſtellen Betrachtungen über den Finanzetat an — wenn auch minder gediegene als Lichtenberg über die Schwänze — freuen ſich, daß ſich die Einnahme in Vergleich mit den vorhergehenden Jahren um 491000 Thaler vermehrt hat, wenn gleich ihr Geldbeutel mit dazu beigeſteuert hat, erſchrecken aber, daß ſich auch die Ausgabe um ebenſoviel vergrößerte, und Beide auf Silbergroſchen und Pfenninge wiederum ſtimmen. Die

Domainen haben ſich gemindert; denn die Domainenrevenüen ſind um 244,000 Thaler geringer geworden. Die Poſt hat denſelben Ueberſchußbetrag wie früher. Die Bergwerke, Hütten und Salinen ſammt der Berliner Porzellanmanufaktur werfen 300,000 Thaler, die Lotterie 110,000 Thaler weniger ab, wogegen das Salzmonopol 410,000 Thaler mehr einbringt, und die Revenüenüberſchüſſe des Fürſtenthums Neuchatel dieſelben geblieben ſind. Die Grundſteuer beträgt mehr als 933,000, die Klaſſenſteuer 40,000, die Gewerbeſteuer 194,000, die indirekten Steuern über 700,000 Thaler.

Die Ausgaben ſtimmen, wie bemerkt, mit der Einnahme. Die Zinſen der Staats- und Provinzialſchulden haben ſich um 221,000 Thaler vermindert, wogegen zur Schuldentilgung 177,000 Thaler mehr beſtimmt ſind. Der Himmel hat ſo viele alte Penſionärs zu ſich genommen, daß der Penſionenbetrag um 271,000 Thaler minder ſich darſtellt. Der Bedarf des geheimen Kabinets, des Staatsminiſterii und ei-

niger anderen höchsten Behörden hat sich um 10,000 Thaler gemehrt; der des Kriegsministerii ist von 22 Millionen 165,000 auf 22 Mill. 798,000 gestiegen. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten behielt die ihm angewiesenen 586,000 Thaler; das Justizministerium erhielt einen Mehrbetrag von 37000 Thaler, das Finanzministerium 9000 Thaler weniger u. s. w. Kurz es werden vereinnahmt 51 Millionen 287,000 Thaler und ebensoviel verausgabt, mithin beträgt der Ueberschuß — 0. —

Wechsel gefällt. — Ich schließe drum nach diesen Finanznotizen mit einem Postskript über einige neue politisch-ästhetisch-poetisch-patriotische gereimte Ungereimtheiten, über einige Ausbrüche preußischer patriotischer Poesie.

Längst vermodert ist der alte, preußische, poetische Patriot, Vater Gleim; längst vergessen sind seine patriotischen Poesieen, die wakkeren, kräftigen Grenadierlieder. Lange nach ihm fuhr der Patriotismus wie ein Blitz einmal wieder in den deutschen Dichterwald, und alle

Sängervögel — von der Nachtigall bis zum Gimpel — begannen ſich zu regen, zu pfeifen und zu ſingen von — deutſcher Freiheit und germaniſchem Vaterland, von dem Ungeheuer Bonaparte, von Franzoſendruck u. dergl. Dingen. Die Zeit iſt auch dahin geſchwunden ſamt dem Singſang, der Freiheit und den Franzoſen; wir haben ſie vergeſſen; nur mit dem Druck haben wir noch unſere liebe Noth, beſonders mit dem Druck, den der deutſche Guttenberg erfunden.

Und abermals regt ſich der Patriotismus in dieſen Tagen — in Preußen, und zwar in dem Lande der geräucherten Gänſebrüſte, Pommern. Preußenlieder *) ſchnattert die pommerſche Dichtergans. Laut, wie einſt ihre Ahnen auf Rom's Capitol, predigt ſie einen Schutzſermon wider etwaige Anfeindungen, und läßt ſich u. a. alſo vernehmen:

---

*) Preußenlieder von Otto von Deppen 1832. Der Verfaſſer heißt eigentlich Straß und iſt O. Lgerichts-Aſſeſſor.

„Ich habe nie zu verkennen vermogt, daß Preußen hoch, unendlich hoch dasteht vor allen Ländern der Welt, kein einziges ausgenommen. Zwar fehlt uns eine Constitution und somit, wie Viele meinen, eine feste Basis unseres Glücks. Aber so lange unser theurer König lebt, ist sein rechtlicher Charakter, sein milder Sinn uns die beste Constitution, und sein Nachfolger wird weise genug seyn, in jeder Beziehung ihm ähnlich zu handeln."

Und dann singt die pommersche patriotische Muse:

Freiheit, die göttliche, kennen wir gut,
Haben erkauft sie mit theuerstem Blut;
Wollen sie schützen und treu ihr seyn:
Nicht aus der Fremde kommt sie herein.

Ferner:

Freie Rede — sie ist nicht entflohn,
Kühn darf sie nahen des Herrschers Thron

Nur dem entarteten wilden Geſchrei
Läßt man die Preſſe, die mächt'ge, nicht frei.

Und:

Vor allen Formen im Regieren
Da lob' ich mir die Monarchie.
Wie auch die Leutchen raiſonniren
Im Dünkel der Philoſophie.

Ein Lied beginnt: Conſtitution iſt ein herrliches Ding u. ſ. w.

Es gibt viel herrliche Dinge: Pommerſch Bier iſt ein herrliches Ding, auch pommerſche Gänſebrüſte gehören dazu; aber pommerſcher Patriotismus und ſolche Preußenlieder ſind aller Herrlichkeit Ende.

XXII.

Die Deutſchen erreichen ſpäter als andere Völker ein Ziel, es ſey in Kunſt, Wiſſenſchaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß ſie den kürzeſten Weg nicht kennten, oder zu träge fortwanderten — ſie haben nur darum einen längeren Weg zum Ziele, weil ſie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundſätzen aus, und iſt ein Fettflecken im Rockärmel wegzubringen, ſtudiren ſie die Chemie vorher, und ſtudiren ſo lange und ſo gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade iſt ihnen Recht; aus Lumpen machen ſie Schreibpapier. Sie machen aus Allem Papier.

Börne.

Klagen über Mangel und überall Klagen über Mangel! Sie ſind heut zu Tage das Morgengebet und der Abendſegen, das Frühroths-Geſeufze und das Abenddämmerungs-Geſtöhn Deutſchlands — ja der ganzen Welt. Ein Jammer- und Klagehaus — nichts anders iſt die Welt, nur nicht die Papier- und

Druckwelt, beſonders die deutſche; darin fließt's über von Ueberfluß. Deß Zeuge iſt das Buch der Bücher, der Leipziger Meßkatalog. Nicht genug, daß er um Michaelis regelmäßig, ſtark und beleibt, wie immer, erſchiene; es iſt ſogar ein Nachtrag zu dieſem Michaelismeßkatalog ausgegeben, wiewohl Oſtern und der Oſtermeßkatalog vor der Thür ſchon anklopfend harren. Fürwahr der Tarantelſtich der Schreibewuth hat die Füße der ſitzenden Deutſchen zum Tanze begeiſtert, und das nicht zum Vortheil des Leſepublikums; denn im gemeinen Leben — ſagt Jean Paul — bedeutet das Springen der Eſel ſchlechtes Wetter. —

Ein Nachtrag zum deutſchen Meßkatalog! Ein neues Phänomen am literariſchen Himmel, ein Komet, der zum erſtenmal erſcheint, deſſen Lauf unbekannt, deſſen Bahn noch nicht gemeſſen iſt. Ein Komet ohne Kern, nur eitler Dunſt und Schein.

Auffallen muß die große Zahl der pſeudonymen Schriften in Deutſchland, deren auch

dieſer nachhinkende Meßkatalogs-Böte viele bringt. Keine Literatur irgend eines Volkes macht unſerm Vaterlande den Vorrang hierin ſtreitig; denn kein Volk hat eine deutſche Affennatur, die gleich Alles kopirt, was ſie ſieht. Wenn die Worte Erasmus, des bekannten Apologeten des Eſels: in jedem Planetenſyſtem gibt es einen für die Narren beſtimmten Ort, wahr ſind, ſo unterliegt es keinem Bedenken, daß die Erde das Narrenhaus unſeres Univerſums, und Deutſchland die Narren-Univerſität iſt. Mit voller Muße und akademiſcher Freiheit ſtudirt man hier das Narrenthum, hockt über Narrheiten, und heckt Narrheiten aus zum Erbarmen. Vorzugsweiſe iſt die Literatur die Arena der deutſchen Narren. Der deutſche Hinz und Kunz, der nichts thut, nur lieſt, was der galliſche Jean und der britiſche John Bull thun, ſind hier die Hähne im Korbe. Hinz ſchreibt eine Diſſertation über die Triefaugen des Horaz, und Kunz eine Abhandlung über die Pſeudony-

mität, aber — verſteht ſich von ſelbſt — pſeudonym. Der Deutſche hat's weit in der Pſeudonymität gebracht. Er hat ſich — ein zweiter Gott — eine neue (pſeudonyme) Welt geſchaffen, die erſt entdeckt und umſegelt werden mußte. Der neueſte Welt-Umſegler dieſer Art iſt Friedrich Raßmann. Die Beſchreibung ſeiner Weltumſeglung — welche ein Zufall neben dem Meßkatalogs-Nachtrag auf meinen Schreibtiſch gelegt, und den Titel führt: Kurzgefaßtes Lexikon deutſcher pſeudonymer Schriftſteller — veranlaßt mich zu einigen Worten darüber.

Ach Himmel, kurzgefaßt und doch 218 Oktavſeiten lang! Das Buch kommt mir vor, wie eine ſcharfgeſchliffene Brille, dem armen, ſchon arg zugeſetzten Deutſchland auf die Naſe geſetzt; es iſt ein gutes Mikroskop, die unbekannten, kryptogamiſchen Käſemilben beiderlei Geſchlechts, welche auf und in dem deutſchen Literaturkäſe ihr Weſen treiben, kennen zu

lernen, gleich Ungeziefer unter einer Lupe. Kurzgefaßt und doch ſechszehn enggedruckte Bogen voll, ein alphabetiſch geordnetes Verzeichniß nebſt einer Vorrede über die Sitte der literariſchen Verkappung.

Literariſche Verkappung, ein ſchönes Wort für eine ſchlechte Sache, eine hübſche Larve für eine häßliche Fratze. Wozu ſolche Vermummung, ſolche Maskerade? Warum nicht mit offenem Viſier, mit freiem Blicke in die Schranken geritten? Es gilt ja nicht das Leben, nicht einmal einen Tropfen Blut. Wer berufen iſt, oder ſich berufen wähnt, aufzutreten für eine gerechte oder ungerechte Sache, der trete namhaft auf. Schäme dich nicht deines ehrlichen Namens; nur ein Schuft ſcheut, wie die Eule, das Tageslicht, und hüllt ſich in den Nebel der Pſeudonymität, der Schwächling nicht minder. Schufte und Schwächlinge ſchlagen — gilt's Vaterland, Glaube, Volksrechte, Verfaſſung — den Mantel der Pſeudonymität um

die Schultern, nennen ſich ſogar Freimund oder Wahr, und bringen unter dieſer Firma ihre Sklavengedanken und Lügen zu Markte, ſie für Freiſinn und Wahrheit ausgebend, Spott treibend mit den heiligſten Angelegenheiten der Menſchheit. Schlechten Poeten und Romanſchreibern ſey es immer erlaubt, ihre Wechſelbälge und Mißgeburten, in pſeudonyme Lumpen gehüllt, auszuſetzen; das ſchadet und frommt nicht, wie ſich ſattſam erwieſen bei Hell, Clauren, Laun, Roos und Conſorten. Auch die feile Kritik unſerer Literaturzeitungen und kritiſchen Blätter mag auf dem pſeudonymen kritiſchen Horne tuten, ſey es eine Lobfanfare oder ein Schimpfpereat — wer achtet des Biermuſikanten, der um's liebe Brod fiedelt und bläſt? Der wahre Kritiker, der für Kunſt und Wiſſenſchaft begeiſtert lebt, verachtet ſolche Recenſionenſtändchen bei Nacht und Nebel, und würdigt ſich nicht ſo tief herab. Auſſer den Recenſenten in Deutſchland und den

Scharfrichtern in England exekutirt Niemand verlarvt. — Fluch und Tod der deutschen Pseudonymität! —

Kein Wunder, daß die deutsche Sau — ich meyne unsere heutige Literatur — so gedeiht und sich ausdehnt — in die Breite. Man mästet sie, um sie einzuschlachten für das Haus, sie zu räuchern und einzupökeln für Rauchfang und Keller, zur Stillung des großen Hungers der großen Bande unserer Schriftsteller, welche heut zu Tage, wo Alles feil ist, in Deutschland auch feil und in Menge vorhanden sind, wiewohl feile Schriftsteller verächtlicher sind, als feile Dirnen; denn diese gewinnen mit ihrem Leibe und ihren körperlichen geringeren oder größeren Reizen, jene wuchern mit ihrem Geiste und seinen meist schlechten Eigenschaften.

Ein Literator hat mich versichert, daß man das Heer der lebenden deutschen Schriftsteller auf 15,000 Köpfe anschlagen könne, wovon u. a. auf Leipzig 250, auf Dresden 280, und auf Berlin 550 kämen. Deßhalb wunderts

mich um ſo weniger, daß wirklich in Erfüllung geht, was ich in einem früheren Briefe ahnend geäußert: es würde in Berlin ein „Berlin oder das Buch der zweihundert zwei Schriftſteller“ erſcheinen. Und wirklich hat in dieſen Tagen bereits ein Buchhändler angezeigt, daß er ein ſolches Werk projektire. Alſo nur rüſtig, ihr Zweihundert zwei! Erfreut die Welt und Preußens Reſidenz mit euren Geiſtesgaben! O langohrige Muſe des heutigen Affengeſchlechts — ruft Jean Paul in ſeinen wenig bekannten grönländiſchen Prozeſſen aus — buntfarbige Nachahmung! die du jeden leeren Kopf in das Echo des Genies und Deutſchland in den Reſonanzboden Europa's verwandelſt, die du auf Affengeſichtern das Genie parodirſt!

So eben las ich, daß auch in Rußland ein ruſſiſches Paris erſcheinen wird. Ein Petersburger Buchhändler hat nämlich alle Petersburger hommes de lettres zu einem Gaſtmale geladen, und als Zeichen der Dank-

barkeit für dieſe genoſſene Gaſtfreundſchaft verfaßten ſie eine ſolche Geſammtſchrift zum Beſten des Gaſtwirths in vier Bänden. —

Die hieſigen Zeitſchriftenverleger und Journal-Redakteure klagen über Mangel des Publikums an deutſchen Journalen. Aber wüßten und könnten ſie's nur dem Publikum recht machen; es würde Theilnahme genug an den Tag legen. Erleben wir's doch gerade in unſeren Tagen. Der Freiburger Freiſinnige, welcher am erſten März, dem Geburtstage der Preßfreiheit in Baden, an's Licht trat, redigirt von Welcker, Rotteck, Reichlin und andern freiſinnigen Männern, zählt bereits über tauſend Abonnenten. Unſer hieſiger alter ſ. g. Freimüthige, redigirt von dem Pſeudonymus Alexis, ſchlöſſe unbeſehens mit dem jungen Freiburger gern in Bauſch und Bogen einen Abonnenten-Tauſchhandel, und der Verleger gäbe noch die Hutten'ſche Vignette umſonſt mit in den Kauf. Wie man's treibt, ſo geht's! —

Noch immer harre ich vergeblich des Erſcheinens der folgenden Theile des Wanderbuchs eines Schwermüthigen von Daniel Leßmann, welche den Kranz von Immergrün um die Todtenurne des unglücklichen Dichters vollenden ſollen, der erlegen hat den ſchwarzen, unholden Geiſtern ſeines Innern. Reich an geiſtigen Schätzen, aber an innerer Zufriedenheit ein Bettler, in ſeinen Schriften heiterer Lenzestag, in ſeiner Bruſt düſtere Winternacht — das war ſein Loos, aus der Schickſalsurne gezogen. Erloſchen iſt nun das hellaufleuchtende Licht ſeines Humors; nicht mehr wetterleuchtet ſein Witz; umnachtet iſt der tiefblaue, klare Himmel ſeines Verſtandes. Aber auch der Vampyr ſaugt nicht mehr an ſeinem glühenden Herzen; es iſt kalt, es hat ausgeſchlagen. Gewaltſam riß er mit eigener Hand den Schmerzespfeil aus dem wunden Herzen, und es verblutete. Die Verräther des grauſen Geheimniſſes ſeiner Bruſt ſind ſeines Liedes Worte:

Wenn meine Wüſt' ein Baum belebt,
So ſteht er nackt und hohl,
Und wenn am traur'gen Zweig was ſchwebt,
So bin ich's ſelber wohl.

Nur Berliner Spott konnte des Unglücklichen und ſeines Schmerzes ſpotten! —

Uſteri's geſammelte Schriften ſind vor Kurzem erſchienen. Wer kennt den Namen: Uſteri? Wer hat ihn nennen gehört? Vielleicht Wenige. Wer kennt das Lied: Freut euch des Lebens? Wer hat es ſingen gehört? Wer hat es ſelbſt geſungen? Gewiß — Alle. Wo jemals eine deutſche Stimme erklungen, ſey es im höchſten Norden, wo kein Thier einen Laut des Lebens von ſich gibt, ſey es im heißeſten Süden, wo der Schakal heult und die Hyäne grauſig lacht, da erklang auch das Lied: Freut euch des Lebens. Es iſt das hohe Lied deutſchen Geſanges. Und wer dichtete es? Uſteri, der Schweizer Maler und Sänger.

Iſt er gleich abgerufen von der Erde, ſo lebt er doch ewig fort in dieſem Liede. Was ſind Pyramiden und Granitſäulen, Obelisken und Mauſoleen gegen ein Lied im Munde des Volkes! —

XXIII.

Und wo die Freunde verfaulen,
Das iſt ganz einerlei,
Ob unter Marmor faulen
Oder im Raſen frei.
Der Lebende bedenke,
Wenn auch der Tag ihm mault
Daß er den Freunden ſchenke,
Was nie und nimmer fault.

Goethe's zahme Xenien.

Goethe iſt todt. — Deutſchland — Europa trauert ſtill. Die Berliner S. Goethiſten heulen wie gedungene, römiſche Leichenweiber, ohne ſich jedoch die Haare auszuraufen gleich jenen. Aber es jubeln darob die Würmer der Erde und die deutſchen Journaliſten; denn Goethe's Tod bereitet ihnen ein Feſtmal. Auf Monate lang werden die Tafeln der deutſchen Journal-Reſtaurationen mit Gerichten von und über Goethe reich be-

ſetzt, und Reliquien jeder Art von ihm — und wären es auch nur eigenhändige Einladungs-Billets zum Thee — aufgetiſcht werden.

In allen Setzerkaſten — ſo prophezeihte vorlängſt Jemand — wird's mangeln an den hochgelobten, vielgeſuchten Buchſtaben G — o — e — t — h — e, die Setzer werden verzweiflungsvoll die Hände ringen ob dieſen ſechs Lettern, die Buchdruckerherren werden ſtampfen mit den Füßen, aber eben ſo wenig ſie aus der Erde ſtampfen, als Wallenſtein Armeen. Alles vergeblich. Ein unſtillbarer Hunger nach dieſen ſechs Lettern wird wüthen, und alle Schriftgießer zuſammen werden dieſer Hungersnoth nicht ſteuern können. Eine wahre Noahsſündfluth von Gedichten, Oden, Elegieen auf des Unſterblichen Tod wird über uns hereinbrechen, und lange wird es währen, ehe dieſe poetiſchen Waſſer ſich verlaufen. —

Die Kunde vom Erlöſchen der Lebensfackel Goethe's, die einſt die geiſtige Nacht Deutſchlands mit Sonnenglut erleuchtete und

erwärmte, Jahre lang aber ſchon erſterbend ſich kund gab, veranlaßte in einer der hieſigen Zeitungen gleich am andern Tage eine Biographie in nuce, wenn auch minder kurz und ſchematiſch, als die Schlußrechnung über Voltaire's Leben und Wirken, welche Jouy einſt in ſeinem Eremiten in der Provinz unter den Rubriken: bonnes actions, mauvais actions, amis, ennemis, bons ouvrages und mauvais ouvrages lieferte.

Goethe's Leben war reich für die Kunſt, arm für das Leben; Goethe war ein Cröſus für die heitere Kunſt, ein Irus für das ernſte Leben. Sein Geiſt war groß, aber ohne Charakter. Nie ſchloß er ſich an das Volk, nie erhob er ſeine Nation durch Wort oder That; nie ſchritt er ihr voran; nie ließ er ſich zu ihr herab. Wie ein afrikaniſcher Piratenfürſt lebte er in ſeinem Serail nur für ſich. Zeigte er ſich dem Volke, ſo geſchah es bequem und sans gène im Schlafrock und Pantoffeln. Nie ſprach er für Volksrecht, er, der Sprachgewaltige,

nie kämpfte er wider Mißbrauch und Volksdruck. Sein Ich war seine Welt, Gold und Lorbeer sein Gott. Er war der größte Dichter und Egoist. Die Natur schmolz die reichste Fantasie und den größten Egoismus zusammen, und ihrem Schooße entwand sich — Goethe.

Mit unseren wenigen Gaben
Haben wir redlich geprahlt.
Und was wir dem Publikum gaben,
Das hat es uns tüchtig bezahlt.

singt Deutschlands großer Dichter sonder Scheu und Schaam. Wahrlich — Deutschland sollte darüber für ihn schaamroth werden! Welcher französische, welcher brittische Dichter hat je solche kecke Unverschämtheit gezeigt, solche Worte gewagt? Mit Witz gepaart, mit dem Morgenrothe des Humors verbrämt, hätten jene Worte gefallen; doch in ihrer ernsten Nacktheit widern sie an, gleich feilen Dirnen. Allein — hatte er auch Alles, der Witz mangelte ihm. Keine Anekdote von ihm, kein bon

mot aus seinem Munde hat je einer seiner zahllosen Vergötterer zu verkünden gewußt, keine Spur davon von Werthers Leiden, seinem ersten Werke, bis zu dem Briefwechsel mit Schiller, der großen Spekulation auf den Geldbeutel Deutschlands, seinem letzten Produkte.

Man beehrt ihn mit dem Prädikate eines Dichterfürsten, wiewohl ihm eher der Name Fürstendichter — im Gegensatze zu Volksdichter — gebührt. Wie hat seine Muse gekratzfüßelt, gewedelt, geschmeichelt, in schwarzem Frack und seidenen Strümpfen gehöfelt, auf Seide und Velin Gelegenheits-Reime überreicht, das Lobweihrauchfaß geschwungen!

Sorglich hat er in der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke alle diese poetischen Bücklinge aufbewahrt — sie füllen einen ganzen Band — für die Nachwelt, für die reifere Nachwelt, welche erst fähig seyn wird — wie seine Jünger wähnen — seines Geistes Reich-

thum zu ergründen, den goldenen, uns noch verborgenen Schatz durch die Wünschelruthe erhöhter Bildung und Einsicht zu heben. Kaiserinnen und Könige, Herzoge und Fürstinnen, Baroneſſen und Grafen werden beſungen, Kupferſtiche und Schreibfedern mit devoten Reimen überſandt, Tauf- und Hochzeitfeſte begangen mit poetiſchem Glockengeläute. Und das Alles muß Deutſchland bezahlen und leſen, bewundern und lobpreiſen, „unter des Durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien", da man „den hohen Werth der Gelegenheitsgedichte nach und nach einſehen gelernt", wie uns der Große in ſeinem großen Bettelbriefe, der Ankündigung der Ausgabe der ſämmtlichen Werke, verſichert. —

Die Berliner S. Goethiſten rannten in dieſen Trauertagen, wie vom Böſen beſeſſen, durch die Straßen. Keiner war da, den Teufel auszutreiben. Man ſah ſie einzeln und in ganzen Haufen ſtürmen. Der Tod Goethe's hat ſie um ihre ſchönſte, luſtigſte Feier ge-

bracht, um den Geburtstag im August mit gutem Wein, fetten Biſſen, lautem Jubel und geſegnetem Appetit. Statt aller dieſer ſchmackhaften Ingredienzien muß ein neues Recept zur Todestagsfeier komponirt werden. Trauern ſollen ſie. Nun — dazu iſt ihnen bald geholfen; das Mittel iſt leicht: keine dampfenden Schüſſeln, keine klingenden Gläſer. Denn nur, wo wacker gegeſſen und weiblich gebürſtet wird, herrſchen Luſt und Jubel in Deutſchland, ſonſt Ernſt und Stille.

Die Allgemeine Zeitung, im Verlage des Verlegers der ſämmtlichen Werke Goethe's, ſpricht weit und breit über Goethe's Tod u. a. alſo:

„Er war fünfzig Jahre hindurch der erſte und wahre Repräſentant des deutſchen Volkes, unter dem er als Dichterfürſt und Kunſtorakel, als Goldmund und Feinhand zuletzt monarchiſch gebot.“

Herrliche deutſche Volks-Repräſentation durch Goethe, dieſen Feinmund, der jedem

fein nach dem Munde zu ſprechen wußte, dieſe Goldhand, die am liebſten nach Gold griff. Deſſen Zeuge ſind ſeine Feſt- und Gelegenheits-Gedichte, ſeine Petition an die deutſche Bundes-Verſammlung zu Frankfurt um ein gemeinſames deutſches Privilegium wider den Nachdruck der Geſammt-Ausgabe ſeiner Schriften, und die Ankündigung ſeiner ſämmtlichen Werke, welche mit den merkwürdig bezeichnenden Worten, die den Eck- und Grundſtein bilden, ſchließt:

> Mir aber ſey zum Schluß erlaubt, Gönnern und Freunden, Lernenden und Leſern bemerklich zu machen, daß jede theilnehmende Unterzeichnung auch mir und den Meinigen unmittelbar zu Gute kommen würde, für welches neue Wohlwollen ich wie für das bisherige verbindlich dankend unterzeichne. —

Ihm war viel verliehen — wer mag's läugnen — die Natur hat ihn, mütterlich liebend,

nicht ſtiefmütterlich begabt. Aber er hat auch gut gewuchert mit dem erworbenen Pfunde.

Vielen ſind einige Streckverſe in Reimen wohl nicht bekannnt geworden, welche die Ankündigung der Geſammt-Ausgabe der Goethe'ſchen Werke veranlaßte. Mögen ſie hier eine Stelle finden:

„Wackrer Götz von Berlichingen, ſprich, was willſt du mit dem Teller?“
Siehſt du's nicht? Ich geh' mit Mignon,
ſammle Thaler ein und Heller.

Hinter uns kommt Mephiſtofel mit gewalt'gem Klingelbeutel,
Klingelt: Alles, nur das Geld nicht, iſt hier unterm Monde eitel.

Signor Taſſo, Welſchland's Dichter und der liebe Pater Brei
Wiſſen weiſe, daß ein Thaler nicht ein Silbergroſchen ſey.

Und des Dichters Ruhm und Werke werden
durch den Druck unſterblich,
Und das Geld, das ausgegeben für die
Ausgab', das wird erblich.

Helene und Mephiſtofel, Fauſt und Mene-
las — o Jammer!
Ruh'n wie alte Haderlumpen in derſelben
Rumpelkammer.

Wie ſie ſich zuſammenfanden, könnt ihr in
dem Büchlein leſen,
Und zugleich auch, daß Herr Goethe nicht
mehr iſt, was er geweſen.

Dennoch ſchrei'n die Goetheſchreier laut in
Hymnen und in Pſaltern:
„Himmliſch! Göttlich! Unſer Meiſter Gany-
med kann nimmer altern!"

„Dieſes Werk iſt tiefſtes Räthſel, unauflös-
bar unſren Köpfen!
Spät'ſter Nachwelt iſt beſchieden, erſt den
Geiſt herauszuſchröpfen."

Doch wer wehrt das Schrei'n dem Affen,
schaut er fern die Peitsche nur?
Die Erfahrung lehrt: Gewohnheit wird zur
anderen Natur.

Goethe lebe! 's lebe Goethe! — Ihm zu
Ehren gern ich löthe
Dieser Reimelein Geflöte. Er ist Morgen—
Abendröthe.

Ihm zu Ehren gern ich singe, sey's west-
östlich, provenzalisch.
Doch noch lieber ihm zu Ehren trink' ich,
Freunde, bestialisch.

So ein Goethe'scher Geburtstag, con amore
recht gefeiert,
Ist die Quintessenz des Lebens — ja, ich
sag' es unverschleiert.

Denn dann ist uns kannibalisch wohl gleich-
wie fünfhundert Säuen.
Wer ist wider ihn, der komme, daß wir
tüchtig ihn durchbläuen.

Was ſagt man in Frankreich von Goethe's Tode? Das Journal des Débats ſpricht alſo:

Der Tod Goethe's iſt nicht nur ein literariſches Ereigniß; er bezeichnet für Deutſchland das Ende einer Epoche und den Anfang einer andern. Goethe ſtirbt mit der literariſchen Epoche ſeines Vaterlandes in demſelben Augenblicke, wo deſſen politiſche Epoche beginnt. Die Literatur, welche mit Goethe in's Grab ſteigt, war der bewundernswürdige Ausdruck jenes vielſeitigen, in ſich verſchloſſenen Geiſtes, der ſo lange Deutſchland charakteriſirte, und ſein politiſches Geſchick bildete. Die alte Literatur ſtirbt mit Goethe, und der neue Geiſt erhebt ſich. Die Preßfreiheit tritt an die Stelle der Literatur. Der Gedanke Aller erſetzt den Gedanken einiger Einzelnen. Solchergeſtalt iſt Goethe's Tod alſo gewiſſermaßen ein politiſches Ereigniß; er iſt der förmliche Schluß einer Epoche, der Anfang einer neuen. Er

erſchüttert das alte, in ſeinen Grundpfeilern ſchwankende Deutſchland auf's neue. —

Das journaliſtiſche Salbadern, das ich im Anfange dieſes Briefes prophezeit, beginnt ſchon. So eben las ich bereits einen proſaiſchen Hymnus, der mit den Worten beginnt:

„Der unſterbliche Goethe iſt geſtorben.“

O deutſche Journaliſten-Eſelei! O deutſcher Unſterblichkeitstod! Das Königsſtädter Theater gab geſtern ein Miſchimaſchi, einen wahren dramatiſchen Häringsſalat, aber ohne Salz, und nannte ihn: Goethe's Todtenfeier. Holtei, ci-devant Miſſionär der S. Goethiſten im Heſſenlande, hatte den Salat angerichtet. Er war deliciös, und die im Theater anweſenden modernen Berliner S. Simoniſten ſchnalzten vor Wonne mit den Zungen, und klatſchten ſich die Hände wund. Selbſt der alte, ewig junge Werther ward citirt und erſchien auf der Bühne, ein Geſpenſt mit Frack, Weſte, gelben Beinkleidern und braunen Stülp-

Stiefeln. Hilf Samiel! — Also beging man hier im Königsstädter Theater Goethe's Todten-Feier. Voluntas spectatur, non exitus! heißt's in den Pandekten. Im Königlichen Theater geschah, wie gewöhnlich, nichts. Gott bes-ser's! —

Goethe starb. Sein Faust, das größte Gedicht aller Zeiten und Völ-ker, wird ewig leben. —

„Goethe's Leichenbegängniß ist Sache der Nation" quäckt der hiesige Freimüthige; allein zu beschäftigt mit der Bestattung und der Todtesfeier meint er: „Goethe habe keinen Einfluß auf das deutsche Theater gehabt." (Num. 72. S. 288.). Ist's möglich? Hört! hört! Die Berliner dreizehn Bühnendichter, denen Saphir vorlängst die Haut gegerbt, Herr W. Alexis an der Spitze, haben aber Einfluß darauf ge-habt, nämlich wie Nachtfröste auf Kirschen-blüthen.

XXIV.

Frankreich blutet; aber die anderen Staaten ſchwinde dahin. Ich mag lieber die chirurgiſchen Fälle der Republiken, als die mediciniſchen der Monarchieen. In jenen wird man freilich bisweilen entleibt, in dieſen werden alle mehr oder weniger entſeelt. In der Republik ſtirbt man wohl; aber in den Monarchieen ſchläft man, und ich will lieber ſterben, als ſchlafen.

In Baggeſen's Briefwechſel mit den Jakobi's.

Zwei Todeskunden liefen kurz nacheinander hier ein.

Nach der Nachricht von Goethe's Tode traf das ruſſiſche Manifeſt ein, der grauſe Todesengel Polens, welcher die Lebensfackel dieſes Landes löſchte, der Selbſtſtändigkeit des polniſchen Volkes den Todesſtoß gab, es ausſtrich aus der Reihe der Völker Europa's,

und das Land als Provinz mit Rußland einverleibte. Eine merkwürdige Parallele muß sich hierbei einem Jeden von selbst aufdringen: Goethe starb altersschwach; er hatte gelebt. Polen, jugendlich-kräftig, ein neues Leben beginnend, erlag ankämpfend mit der Kraft des Leuen der Uebermacht. —

König Philipp erklärte in seiner Thron-Rede die Selbstständigkeit Polens für garantirt. Er garantire nun diese Garantie. Die freie Presse in seinem Lande wird ihn und seine Thronrede gehörig pressen. Auch Polen erhält nach dem Manifeste freie Presse, nur mit „einigen unerläßlichen Beschränkungen.“ Abgesehn davon, daß Freiheit mit Beschränkungen keine Freiheit ist, mag der Himmel wissen, was für russische Begriffe sich an das Wörtchen: unerläßlich knüpfen. Auch ist den Polen allergnädigst gestattet im Manifeste, polnisch zu sprechen und zu schreiben, und alle Verhandlungen sollen in der Landessprache verhandelt werden. Bei Publicirung des Mani-

festes hielt der Statthalter zwar eine Rede in russischer Sprache, auch das Manifest ward in derselben Sprache verlesen; aber beiden folgten Uebersetzungen in polnischer Sprache nach.

Nebenbei haben die Verfolgungen und Verbannungen polnischer Männer von Bedeutung nach Sibirien guten Fortgang; aber Verfolgung ist der Weingeist, worin sich alle, dem Staate mißfälligen Partheien erhalten. — Es sind russische Volksmährchen erschienen. Volksmährchen sind bekanntlich die Spiegelbilder der Völker. Ich bin begierig nach diesen russischen Spiegelbildern. —

Ich lasse einige Gedankenstriche mit deiner Erlaubniß folgen. Gedankenstriche sind die Gebeine und Leichensteine verstorbener Gedanken, Furchen ohne Saamen auf dem gepflügten Gedankenacker. Ich darf diese Gedankenstriche um so eher wagen, als sie nicht der Censur der freien Stadt Frankfurt unterworfen sind, welche — nach Börne — die ihr mißfälligen Ansichten, nachdem sie selbe gerich-

tet, bis über das Grab verfolgt, und, nachdem ſie die Gedanken todtgeſchlagen, unterſagt, ihnen Gedankenſtriche als Leichenſteine zu ſetzen. Heil dir, heſſiſche Cenſur! die mir mitleidig geſtattet, meinen lieben Gedankenkindern, welche ich — ein Kindermörder in der Geburt — erſtickte, Leichenſteine aufs frühe Grab zu errichten. Welche herrliche Epitaphien! Schaut nur!

— — — — — — — — — —

Der Herzog von Modena, die bekannte züchtigende Ruthe der aufrühreriſchen Hebräer ſeines Landes, proklamirt das Erdbeben als eine Knute Gottes zur Strafe, Warnung und Bekehrung gottvergeſſener, hochmüthiger, ungehorſamer, neuerungsſüchtiger Unterthanen, welche dadurch die ewige Seligkeit verlieren, weil ſie des Teufels Werk fördern. Dieß proklamirt ein europäiſcher Fürſt im Jahr 1832. Iſt's nicht ein Wunder?

Ja — es geſchehen Wunder. Das Unmögliche geſchieht heut zu Tage in Europa. Unſer Welttheil iſt gereift wie eine Traube im

warmen Herbſte, und gährt in Fäulniß. In Paris hat man den alten Spitzbuben Vidocq zum Chef der Polizei beſtellt. Trefflich! Wundern ſoll's mich nicht, wenn man den alten galliſchen Hahn nächſtens verſchneiden will zum jungen Kapaunen und ihn mäſten. Stündlich wächſt die Miſere. Spitzbuben handhaben die Polizei in Frankreich; Dummköpfe exekutiren die Cenſur, und Myſtiker predigen Aufklärung in Deutſchland; und die verſchollene Demagogenriecherei iſt wieder auferſtanden von den Todten. Lotterie-Einnehmer befördert man zu Commerzienräthen in Preußen; Pfaffen reden der Tyrannei das Wort in Portugal; Schurken weiden als Seelenhirte die Volksheerde Spaniens. Die alten verſtorbenen Privilegien feiern überall ihr Oſterfeſt, und erſtehen wiederum aus den Gräbern, und zehren, wie der Bandwurm die Kraft des Menſchen, die Kräfte der europäiſchen Staaten. Nur in England bricht der Charfreitag, der Todestag der alten morſchen Verfaſſung, heran. Als Morgen-

röthe verkündet ihn ſchon die Reformbill, welche ſiegreich durch die dicken Nebel des Ariſtokratismus gebrochen. Nur in Holland ſieht man Patriotismus und friſches Volksleben gedeihen. Ueberall führen Einzelne gegen die öffentliche Volksmeinung einen Don Quixot'ſchen Windmühlenflügelkampf um hohen Sold. Sie huldigen der Geldbeutelregel: Weß Brod ich eſſe, deß Lied ich ſinge. Der Jude Saphir iſt nicht allein Chriſt — was noch mehr iſt — er iſt Königlich-Baier'ſcher Hoftheater-Intendanz-Rath, und der Ariſtokratismus und die Münchner Hofbühne, einſt die Zielſcheiben ſeines Tadels, ſind ſeine Götzen geworden, denen er widrige Hymnen ſingt, und dicken Weihrauchsqualm opfert. Seinen reichen Witz, das ſchöne freie Geſchenk der Mutter Natur, hat er unter den Scheffel geſtellt, und läßt das Unſchlittlichtchen düſteren Söldlings-Ernſtes leuchten. Alſo treiben's auch viel andere unbeſchnittene Juden in Deutſchland, und treiben Schacher mit dem Heiligſten.

Hungrigen Poeten zeigt man volle Schüſſeln und begeiſtert ſie dadurch zu Dithyramben für den Abſolutismus; feile Schriftſteller tanzen nach der Pfeife des Ariſtokratismus. Die

Zeit gepuderten Perücken,
Drauf Pfalzgrafen Lorbeere drücken,
Steigt auf in der alten Pracht.

Ja — die alte Puderzeit beginnt auf's neue. Die ſteife Perückenwirthſchaft wird wiederum eingeführt. Herrlich! Puder befördert die Kopf-Ausdünſtung, die jetzt, weil der Puder kein Modenartikel mehr iſt, gehemmt iſt. Was ſich ſonſt als Schweiß Luft machte, ſchafft ſich jetzt freie Bahn in Geſtalt von Unzufriedenheit, Volksmurren, Empörung, Revolution wider „die Obrigkeit, die von Gott verordnet worden"; denn wo eine Obrigkeit iſt, die iſt von Gott verordnet — ſagt die Schrift.

Und du, gepuderter Leſer! — erlaube, daß ich mich an dich wende. — Pracht-Exemplar des ausſterbenden Geſchlechts der Dronten, verlacht und verſpottet kommſt du wieder

zu alter Ehr und Würde. Wie der Schnee nie ſchmilzt auf der uralten Rieſenperücke des Montblanc, während alle Gebirgshäupter des winterlichen Schmucks ſich entledigten, und prangen im grünen Hoffnungsſchleier des Lenzes, ſo ſtehſt du da, erfriſcht und prangend im weißen Purpurthau zwiſchen den Schwarz-, Blond-, Weiß-, Braun- und Rothköpfen. Und jetzt ſollen Alle wiederum der Mode huldigen, der ſie meineidig geworden, du aber treu geblieben biſt. Freue dich, und erfriſche deinen alten Schädel mit dem verjüngenden Puderthau immerfort auf's neue, bis zu deinem letzten Stündlein. Drob wird dir werden Allerhöchſtes deutſches Fürſten-Wohlwollen, und tiefverneigend kannſt du daſtehen im wohlthuenden Sonnenſcheine chriſtlicher Huld, ohne Furcht, daß dir dieſe Sonne die duftende Pomade ſchmelze auf deinem devotunterthänigen Haupte. Stimme an das Hallelujah mit bebenden Lippen und laß dich nicht ſchrecken durch jenen Ausſpruch aus Judenmunde, der da lautet:

Loth's Frau, weil sie stehen blieb und rückwärts sah, wurde in eine Salzsäule verwandelt. Das Salz, welches erhält, ist ein treffendes und warnendes Bild für die Conservatoren der alten Zeit, die auch stehen bleiben und zurücksehen.

XXV.

Es ging ſchon einmal die Rede, die Cholera ſei eine Ariſtokratie geworden, und ſpeiſe blos gemeinen und ſchlechten Pöbel. Man begann demgemäß in den gebildeten Cirkeln, die Cholera viel milder zu beurtheilen, und ſie gewann augenſcheinlich an Liebenswürdigkeit. Allein ſeitdem die Cholera neben den Fliegen auch wieder die Spinnen wegzufegen angefangen, und ſich an einigen Grafen und Fürſten vergriffen hat, iſt der Bruch vollſtändig und unheilbar geworden — Die Menſchheit hat ſich den Magen verdorben, und Mittel gegen die Cholera anwenden, die die ganze Menſchheit purgirt, heißt eigentlich Mittel gegen Mittel anwenden. Das Volk der Magen hat in der That nicht mehr gethan, als alle anderen Völker; es will liberaler behandelt ſeyn.

Dr. Miſes Schutzmittel für die Cholera.

Während wir hier in Berlin das Dankfeſt für Befreiung von der Cholera begangen haben, hat das Ungethüm urplötzlich ſeine Siebenmeilen-

ſtiefel angezogen und ſeine unſichtbaren Geiſter-arme bis nach Paris ausgeſtreckt, und raſet und wüthet mit geſteigerter Wuth. Während deutſche Fürſten und Prinzen ſich wider die Cholera verpaliſadirten, beſuchte der Kronprinz von Frankreich die Cholerakranken im Hotel de Dieu. Der Erzbiſchof von Paris hat Kirchen-gebete wider den aſiatiſchen Unhold angeord-net, und die Pariſer — beten und raſen wie Wahnſinnige, welche ihre Ketten zerſprengt, durch die Straßen. Drob jubeln gar Viele in Deutſchland. Aber ſie bedenken nicht, daß die Cholera, die Harpye unter den Seuchen die Länder ſäubert von Taugenichtſen, Schlemmern und Trunkenbolden, den dichten Menſchenwald lichtet vom hohen Adel bis zum niedern Pöbel, unbarmherzig, aber partheilos. Auch viel Köpfe hat ſie gereinigt von ſchlechten Anſichten und erbärmlichen Ideen — beſonders in Deutſch-land. Nie war der große Aderlaß, der gewal-tige Schröpfkopf der deutſchen mediciniſchen Li-teratur, das Kaleidoskop der heterogenſten

ärztlichen Gedankenbilder und Anſichtfiguren. Kaum erfreuten wir uns eines einfachen, vielverſprechenden Gedankenbildes, ſo ward das Glas gerüttelt, und eine andere komplicirte Ideenfigur trat vor unſre Augen. Kaum ging ein bunter Anſichtsſtern vor uns auf, ſo verdrängte ihn wieder ein ſchnell verſchwindender Meinungsſternſchnuppen. Die ganze Materia medica iſt lebendig geworden wie ein Froſchteich — ſagt Dr. Miſes — worin alles quackt: ich helfe. Nicht genug, daß die alten Mittel alle wie Mücken um den oſtindiſchen Elephanten herumtanzen, ohne nur durch ſeine Haut ſtechen zu können, ſo hat er auch noch eine Menge des Ungeziefers aus Indien mitgeſchleppt, und zieht Schwärme von Fremden noch alle Tage herbei. Gott gebe nur, daß wir nicht das alles auf dem Halſe behalten, wenn die Cholera ſelbſt vorbei iſt.

Nebenbei hatte ſie noch mehrere gute und ſonſtige Eigenſchaften. Während ſie Tauſende

in die Gruft der Vergeſſenheit und des Todes ſenkte, erweckte ſie Längſtverſtorbene aus dem Grabe. Wer hätte in unſeren ereignißreichen Tagen an den längſt entſchlafenen Robespierre der deutſchen Philoſophie, an Kant gedacht, hätte nicht die Cholera dadurch ſeinen Geiſt citirt, daß ſie als eins der erſten Opfer in Königsberg Kant's Schweſterſohn, einen armen alten Schuſter, erſehen? Kant's Name lebte im Munde Aller durch die Cholera neu verjüngt.

Sie war der wiedererſtandene Pabſt Gregorius, der einen neuen Kalender anordnete, und ſtatt des üblichen Sonntags den Montag und zwar den deutſchen blauen Montag zum Haupttage der Woche in Deutſchland erhob. Denn wie die Deutſchen von jeher ihre Zunge einſeitig gebraucht haben, d. h. nur zum Eſſen und Trinken beſonders am blauen Montage, ſo erkrankten ſie auch in Folge dieſes Tages, Eſſens und Saufens am meiſten. Der blaue Montag iſt alſo der Feſt-, Jubel- und Sonntag im Cholera-Almanach.

Die Cholera war ferner das Mühlrad der Industrie, welches zahllose stillstehende Maschinen und müßige Menschen in Bewegung und Verdienst setzte; sie war das schnurrende Spinnrad der deutschen Bücherfabrik, und begeisterte schließlich eine deutsche westfälische Phantasie — Medicinalrath Kaufmann ist der Name des begeisterten Hippokrates Deutschlands — und entband sie glücklich von der originellen Hirngeburt: einen Cholerapatienten wie einen nassen Waschlappen zu bügeln, damit er schnell und tüchtig schwitze.

Sie ist das beste und sicherste Mittel wider die Uebervölkerung, worüber alles klagt und schreit. Schon zu Zeiten des Bauernkrieges führte man dieselbe Klage. Ein Hofnarr jener Zeit sagte: die Uebervölkerung sey die Frucht davon, daß dem Teufel die Macht genommen, indem es, wenn er holte, was ihm gehörte, bald an Menschen fehlen würde. — Die Cholera aber ist des Teufels Scharfrichter, und

liefert die für ihn bestimmten Menschen gleich Sperlingen in seine Höllenküche.

Dieß wäre neben der bekannten Schattenseite die Lichtseite der Cholera. Zum Schluß in Reimen ein

Disputatorium medicum über die Cholera.

Ein Wischiwaschi.

Nein — schwitzen muß der Kranke mir,
Die Cholera zu zügeln.
Einfach ist meine Schweißmanier:
Ich laß' ihn tüchtig bügeln. —
Ich deck' mit Eis ihn ringsum zu,
Dann läßt die Krankheit nach im Nu;
Denn Kälte bannt die Kälte. —

Es hilft allein ein Aderlaß,
Das Uebel zu vertreiben. —
Mein Patient muß gleich in's Faß;
Ich laß ihn bürsten, reiben. —

Wer ſich wird anvertrauen mir,
Dem applicir' ich ein Kliſtir
Von kaltem Brunnenwaſſer. —

Ich laſſe keinen Tropfen Blut
Und gebe Opiumstropfen.
Das gibt dem Kranken Lebensmuth;
Das Herz beginnt zu klopfen. —
Ich nehme Wismuth, Calomel;
Dem Kranken iſt — bei meiner Seel!
Im Augenblick geholfen. —

Mit heißem Waſſer reicht man aus,
Weg mit dem andren Plunder! —
Mit Kampferſpiritus that ich
Nach Hahnemann ſchon Wunder. —
Nein — Cajaputöl hebt den Krampf. —
Ich lobe mir den Weingeiſtdampf
Und warme, woll'ne Decken. —

Brechweinſtein iſt mein Hauptrecept,
Jedoch in reichen Gaben. —
Purgiren ließ ich comme il faut,
Und Keiner ward begraben. —
Ich, Freunde und Collegen, heilt'
Viel Patienten unverweilt
Mit brauſendem Champagner. —

So disputirten hin und her —
Fürwahr — 's iſt keine Fabel! —
Die Herrn Doktoren kreuz und quer,
Wie einſt beim Bau zu Babel.
's geht unter Thurm und Patient.
Hochweiſe ſprach der Präſident:
Die Sitzung iſt geſchloſſen.

und ein kleines dramatiſches Spiel von der Cholera im Versmaaß unſerer modernen Schickſalstragödien:

Die Cholera in der Hölle.

Nachſpiel in drei Scenen.

Perſonen.

Satan.

Mefiſtofeles.

Die Cholera.

Mehrere Teufel als Kammerherrn und Teufelchen als Kammerdiener.

Des Satans Leibwache.

Erſte Scene.

Das geheime Kabinet des Satan. Satan im Schlafrock und Pantoffeln ſitzt aus einer Meerſchaumpfeife qualmend im Sopha.

Satan phantaſirend.

Wie der letzte Dampf ſich ſchwinget,
Der ſich unter leiſem Zug
Aus der Meerſchaumpfeife ringet:
So empor möcht' ich mich heben
Aus dem ſchnöden Höllenleben;
Denn ich mühte mich genug.

Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts was mir Vergnügen macht,
Morgens Plage, Abends Plage —
Also geht es alle Tage.

Zweite Scene.

Satan. Mefistofeles tritt ein. Gleich darauf einige Teufelchen als Kammerdiener. Zuletzt mehrere Teufel als Kammerherrn.

Mefistofeles sich verneigend.

Herr, Beherrscher aller Geister,
Die der Mensch nennt bös und schlecht!
Vor dir steht, erhab'ner Meister,
Mefistofeles, dein Knecht,
Dir zu melden, daß schon da
Arrestantin Cholera.
Willst du — sollt' es dich nicht stören —
Gleich die Sünderin verhören?

Satan.

Sie erscheine!

Mefistofeles verneigt sich und geht ab.

Satan allein.

Traun — enorm
Iſt die Arbeit! (Rufend:) Meine P'rücke!
Meine Galla-Uniform!
Meinen Degen! Meine Krücke! —
Muß ich mich doch ſtattlich zieren,
Um heut' baß zu imponiren.

Mehrere Teufelchen in Kammerdienerlivree'n eilen von allen Seiten mit den verlangten Attributen herbei, und machen des Herrn Toilette.

Satan in Galla.

Rufet meine Kammerherrn
All mit Schlüſſel und mit Stern!

Er beſteigt den blutrothen Thron. Die Teufelchen eilen ab. Mehrere Teufel in reichgeſtickter Kammerherrnuniform treten ein und ſtellen ſich zu beiden Seiten des Throns.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Mefiſtofeles tritt ein, ihm folgt die Leibgarde des Satan, welche die Cholera, ein blaſſes, welkes Weib in orientaliſchem Koſtüm, Daumenſchrauben auf den Daumen, eskortirt.

Satan zu Mefiſtofeles.

Dort am Tiſche ſetz' dich nieder,
Daß du führſt das Protokoll.

Mefiſtofeles für ſich.

Protokolliren muß ich wieder.
Nein — beim Satan! 's iſt zu toll.

Satan zur Cholera.

Namen nenn' und Vaterland!

Cholera.

Cholera bin ich genannt,
Stamme fern aus Hindoſtan.

Satan.

Alter und Gewerb' ſag' an!

Cholera.

Was wollt Alles Ihr erfahren! —
Sagt kein Mädchen gern wie alt.
Daß ich in den beſten Jahren,
Zeigen Angeſicht, Geſtalt.
Ohne Handwerk und Gewerbe
Will ich leben, bis ich ſterbe.

Satan.

Wohnſitz?

Cholera.

Herr, der fehlt mir ganz;
Denn mein Leben iſt ein Tanz,
Eine lange weite Reiſe
Ruhig fort in ihrem Gleiſe.

Satan.

Deine Sünden ſind bekannt;
Zahllos wie der Sand am Meer
Sind ſie alle mir genannt,
Und wie Felſenblöcke ſchwer. —
Dabei laſſen wir's bewenden.

(Zu Mefiſtofeles.)

Magſt das Protokoll nur enden!

(Zur Cholera.)

Höre deinen Urtheilsſpruch!
Da dein Wandel nichts als Fluch,
Will ich ewig dich verdammen.
In der Glut der Höllenflammen
Sollſt du von der Sünd' geneſen,
Und zur Buße ewig leſen —
Auf Velinpapier gedruckt —
Lyratön' von Theodor Hell.

Die Cholera

fällt vor Satan nieder, und erhebt flehend die Hände.

Satan drohend mit der Handkrücke.

Still geſchwiegen! Nicht gemuckt!

(Zu Meſiſtofeles)

Du vollziehſt das Urtheil ſchnell!

Die Cholera wird von der Leibwache abgeführt. Meſiſtofeles und die Kammerherrn empfehlen ſich unter Bücklingen. Satan hinkt vom Throne und ſtopft ſich eine Pfeife.

XXVI.

Die Kunſt geht nach Brod. Poetenhunger iſt wie Aprilwetter zum Sprüchwort erhoben. In Portugal iſt jenes Wunderkraut zu wahrer Celebrität gediehen, indem der unſterbliche Sängerheld und Heldenſänger Camoens daran verſchied. Deutſchland buhlt mit dem pyrenäiſchen Küſtenländchen in dieſer Hinſicht um den Vorzug, und hat ihn auch wirklich. Denn es hegt und pflegt dieſes Kräutlein nicht allein für Dichter, ſondern auch zum Nutzen und Frommen anderer Männer, die ſich, gleich Adlern, über das Alltagswiſſen und Alltagsſtreben emporſchwingen. Deßhalb wäre es räthlich, das Sprüchwort: Er hungert wie ein Poet, leidet Mangel wie ein Genie umzukehren, und zu ſagen: Er frißt wie ein Dummkopf, hat vollauf wie ein Eſel. Dadurch würde dem Sprüchworte eine ſchärfere Spitze gegeben.

Eine kleine Kunſtausſtellung lockt ſeit einigen Tagen viel Gaffer, aber wenig Schaffer herbei. Es iſt der hieſige Kunſtverein, der ſie veranlaßt, und die Kunſtgegenſtände, welche er von Künſtlern zur Verloſung erworben, hat auf-

ſtellen laſſen. Die Kunſt hat gewöhnlich bei dergleichen Kunſtausſtellungen ſo vieles auszuſtellen; hier könnte ſie ihre Ausſtellungen ſchier ganz einſtellen. —

Die Kunſt iſt reich, aber dennoch bettelt ſie heut zu Tage. Die Kunſt geht nach Brod — ließ Leſſing ſchon in ſeinem Trauerſpiele Emilie Galotti den Maler Conti ſagen. Iſt's anders geworden, ſeit mehr als ein halbes Jahrhundert verfloſſen? Es iſt gerade ſo jetzt, wie es damals war. Die Kunſt des Wortes (Dichtkunſt) gilt ſchier gar nichts; keiner achtet ſie; ſie muß betteln um Gunſt und Brod. Unſere Mäcenaten — ſagt Heine — glauben, Dichter und Mispeln gedeihen am beſten, wenn ſie einige Zeit auf Stroh liegen. Sie glauben, die Hunde taugten nicht auf die Bilder- und Gedankenjagd, wenn ſie zu dick gefüttert würden.

Wie ſich die Literatur, die Dichter und Schriftſteller keiner Mäcenaten erfreuen, ſondern dem Tode Ugolino's tagtäglich mehr

entgegenreifen, ſo fehlt's auch der Kunſt an Medicäern. Die Kunſt des Pinſels gedeiht noch hie und da. Der König von Belgien ließ noch kürzlich ſeinen ſchönen Leibjagdhund konterfeien, der ..... ließ ſeine Maitreſſe zweimal malen; Prinzen laſſen ſich portraitiren, wenn ſie auf Freiersfüßen wandeln, und Prinzeſſinnen rufen die Hülfe des Malers an, wenn ſie fürſtliche Bewerber wittern. Und allen dieſen begnadigten Künſtlern wird ihr Lohn.

Für die Kunſt des Meiſels ſind die ſieben ſchlechten Jahre Egypti eingetreten. Dagegen blühen die Kunſt der Töne und die Kunſt des Tanzes. Wahnſinnige Begeiſterung herrſcht überall für ſie. Fuß-, Finger- und Kehlenvirtuoſität werden mit Gold aufgewogen. Ihre heutigen Repräſentanten ſind die Wiener Tänzerinnen Elsler, der welſche Geigenſpieler Paganini, und das zahlreiche Chor der Sängerinnen. Sie ſind die goldenen Kälber, denen man Gold opfert. —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Klappern gehört zum Handwerk! In dieſen vier Worten liegt das große Geheimniß, das kleine Hausmittel, heut zu Tage ein großer Künſtler zu werden, d. h. Brod zu gewinnen, gleich einem ungehobenen Schatze verborgen. Das „kunſtliebende Publikum“ iſt verblendet, und in dieſer Verblendung muß es erhalten und beſtärkt werden. Ich habe die Zauberruthe in der Hand, klopfe damit, und ſiehe — der Schatz hebt ſich empor. Ihn zu erreichen bedarf's der Zauberſprüche, die ich dir vorſagen will. Sprich ſie nach, und wende ſie an zur rechten Zeit, großer Pfuſcher und kleiner Künſtler! Und du wirſt reuſiren, und nicht Hungers ſterben.

Kein Prophet gilt in ſeiner Heimath. — Alſo wacker hinaus in die Fremde, fidelſt du mit deiner Geige, biſt du ein Schauſpieler, mit deinen Perücken und Bärten, deinen Schminktöpfchen und Garderobe, deinem geringen Talente und deinem ſchlechten Gedächtniſſe! Das iſt das nothwendigſte Requiſit.

Vor deinem Eintreffen in dem Orte, wo du aufzutreten gedenkſt, muß in einem öffentlichen Blatte von dir geſprochen werden. Daher trage dafür zuerſt Sorge. Sende der Redaktion eines Journals, dem Herausgeber einer Zeitung ein Artikelchen zu — du kannſt es bequemlichkeitshalber einige Hundertmal lithographiren laſſen — des Inhalts:

„Mit Vergnügen können wir das kunſtliebende Publikum benachrichtigen, daß der berühmte Künſtler Herr — — auf ſeiner Kunſtreiſe von Paris nach Petersburg hier eintreffen wird, und einige Kunſtdarſtellungen zu geben geneigt iſt.“

Mehrere Kunſtfreunde.

Dafür bezahle die Inſertionsgebühren — und hätteſt du den letzten Heller in der Taſche — pränumerando.

Biſt du in dem Orte auf dem Pferde der Apoſtel, mit Schnell- oder Schneckenpoſt angekommen, ſo ſey dein erſter Gang im ſchwar-

zen Frack und reinen Vatermördern zu den Redakteuren der dortigen Blätter. Empfiehl dich ihrem Wohlwollen, überreiche ihnen ein halbes Dutzend Freibillets, und — läßt's deine Kasse zu — pränumerire auf einen Jahrgang ihrer Blätter gleich auf der Stelle. Das thut Wunder, und bahnt dir den Rosenweg zum Ziele. Während du die Thaler auf den Tisch des Redakteurs zählst, beginnen die Rosen schon zu knospen, welche deine Stirn und deinen Geldbeutel mit Erfolg kränzen werden.

Auf dem Anschlagszettel paradirst du — wie sich von selbst versteht — als Kammervirtuos des Fürsten von X. oder als fürstlich Ypsilonscher Hofschauspieler. Das macht Effekt, nimmt zum voraus für dich ein, und du gewärtigst eine bessere Einnahme.

In einem der Blätter des Orts erscheint am Tage deines Auftretens früh Morgens eine kurze Charakteristik deines Spiels, und ein namentliches Verzeichniß einer Reihe von Auszeichnungen und Ehrenbezeugungen, die dir ge-

worden. Und am anderen Tage lieſt man in allen Blättern eine preiſende Beurtheilung deiner Leiſtung am vorigen Abend — ein perſonificirter Lobengel mit dicken, vollen Hymnuspansbacken.

Am zweiten Tage nach deinem Auftreten enthält die politiſche Zeitung des Orts folgenden Avis, von dir anonym gegen Inſertionskoſten hineingeſtohlen:

„Mit Bedauern vernehmen wir, daß der berühmte Künſtler Herr . . . , der vorgeſtern ſo herrliche Proben ſeines großen Talentes abgelegt hat, uns ſchon wieder verlaſſen will. Möge es ihm gefallen, noch länger in unſern Mauern zu verweilen, und uns wenigſtens noch in einer Darſtellung (Concerte) ſein eminentes Talent bewundern zu laſſen.

Mehrere Kunſtfreunde.

Auf der Stelle — als wäre Jemand mit einer Hetzpeitſche dahinter her, läßt du im nächſten Zeitungsblatte nachſtehende Annonce folgen:

„Veranlaßt durch die gütige Aufforderung in Nro. . . . dieſer Zeitung, welche mein geringes Talent ſehr ehrt, erlaube ich mir, einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum die ergebenſte Anzeige zu machen, daß ich morgen noch eine Darſtellung (Concert) zu geben geſonnen bin. Der mir wider Erwarten ſo zahlreich gewordene Beifall gibt mir die freudige Hoffnung eines ehrenden Beſuchs dieſer zweiten Darſtellung."

A. B. C.

Kammervirtuos Seiner Durchlaucht des Fürſten Cummokukuli.

oder

X. Y. Z.

Fürſtlich Fitzliputzliſcher Hofſchauſpieler.

Haſt du dich zum zweitenmal hören oder ſehen laſſen, liebes Pfuſcherchen, ſo ſtreiche die Gelder ein, ſchnüre dein Bündelchen, komme nie wieder, und verſuche dein Glück auf dieſelbe Weiſe in einer andern Stadt u. ſ. w.

Das iſt das große Geheimniß, ein großer Künſtler zu werden, das kleine Hausmittelchen, zu Geld und Brod zu kommen; denn die Kunſt geht nach Brod. Analog dieſes Mittel von Malern, Dichtern, Schriftſtellern angewandt, und es hilft. Verſucht's nur! Probatum est!

Man thut in vielen Ländern viel für Vieles, in Deutſchland wenig für Weniges, hie und da etwas für Kunſt und Wiſſenſchaft, aber für Künſtler und Schriftſteller gar nichts. In Deutſchland ſogar beſteht ein Geſetz, welches die Rechte der Schriftſteller beſtimmt, während in Deutſchland die Schriftſteller gar keine Rechte haben, nur — Hunger. Dagegen fördert man gar Vieles, ſogar die Schweinezucht, ſelbſt in Frankreich. Sogar Lafayette, der große Freiheitzüchter treibt nebenbei die Sauzucht — wer ſollte es glauben! Noch neulich hat der große Freiheitsſchöpfer zweier Welttheile bei einer ökonomiſchen Preisbewerbung konkurrirt, und ein Schwein vorgeführt, groß wie ein Eſel, und den Preis errungen.

Wenn das die Schweine Westfalens erführen. Ich denke, sie würden an die preisgekrönte Mitschwester ungefähr folgendes Gratulationsschreiben ergehen lassen:

Großgewachsenes Schwein! Fettgemästete Sau!

Mit Seelenwonne haben wir aus der Zeitung ersehen, daß du, holder Zögling des großen Lafayette, Wundermeteor am Firmamente der Sauzucht, vor allen Uebrigen deines Geschlechtes des Ehrenpreises würdig befunden worden. Wohl bedarf es der Versicherung nicht, daß wir Alle voll inneren seligen Behagens ob dieser frohen Mähre unsre Rücken und Speckseiten recht weidlich an Stallthür und Pfosten gerieben. Wir erlauben uns dir, Olympischer Sieger, hiermit unsre ehrfurchtsvollen Glückwünsche mit lautpochendem Herzen darzugrunzen, und uns allesammt deiner Wohlbeleibtheit zu empfehlen.

O Tag des Ruhms und der Ehre, der Wonne und des Entzückens für die ganze Sauwelt, insbesondere für das gebildete Schweinegeschlecht Europa's von den Säulen des Herkules bis zu den Triften, worauf der längst im Herrn entschlafene Sauhüter Eumäos sich mit seinen Zöglingen erging. Eine Sau errang den Ehrenpreis, den grünen Kranz! Zernichtet werden unsere Feinde dastehen wie ein zerhageltes Aehrenfeld, verstummen werden unsere Neider, die unbedachtsam die Worte: Dumm wie eine Sau, schmutzig wie ein Schwein, Perlen den Säuen vorwerfen u. drgl. immer im Munde führen.

Die dunkle Nacht unserer Erniedrigung ist dahin, die Fesseln unsrer Knechtschaft sind zersprengt, der goldene Freiheitstag bricht an für uns. Würdig deines Herrn und Meisters, der zweien Welttheilen die Freiheit bereitete, bist du, edle Sau, des edlen Freiheitshelden! Du bist unser Lafayette! Eine neue Aera beginnt für uns! Das gol-

dene Zeitalter wird uns segnen und überschütten mit dem Füllhorn seiner Schätze.

Eine Sau so groß wie ein Esel — unerhörtes Begebniß, größtes Weltereigniß unsres Jahrhunderts. Du bildest einen neuen Abschnitt in der Weltgeschichte, worüber die Worte prangen mit Schwabacher Schrift: Lafayette, der große Freiheits- und Schweinezüchter und sein Riesenschwein. — Gedeihe und wachse, edle Sau!

Geschrieben im Lande der Schinken, Westfalen im Jahre 1832.

Die Deputirten der westfälischen Schweineschaft.

(Folgen die Unterschriften.)

XXVII.

Was uns gegen die Myſtiker aufbringt, iſt ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der ſie, was Allen ſo verſtändlich wäre, in einem kauderwelſchen Kanzleiſtyle vortragen, iſt ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem ſie prahlen: wir Anderen lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber laſſe der Himmel ſein Manna herabregnen, iſt ihre gränzenloſe Herrſchſucht, die ſie eine ſo enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen, Kindern zum Chriſtgeſchenk gegeben, groß genug zum Paradieſe wäre, iſt die Einbildung, die ſie glauben macht, ſie, ſie Wenige, ſtänden erhaben über alle Menſchen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit ſelbſt, iſt endlich die Unduldſamkeit, mit der ſie Alle haſſen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgeſtalten, die ihrer eigenen kranken Phantaſie erſcheinen.

Börne.

Am Abend vor dem Gründonnerſtage gab man in der hieſigen Garniſonkirche Graun's Tod Jeſu zugleich zum Beſten zweier wohlthätigen Inſtitute. Die Verſammlung, die ſich im Gotteshauſe eingefunden, war zahlreich,

und die Muſik würdig des Tages, ernſt ſtimmend und feierlich erhebend. Von allem Irdiſchen, von allem niederbeugenden Druck des Alltagslebens befreiend wirkt die Kunſt wohlthuend auf das Gemüth des Menſchen. Leicht und ſtolz das Haupt emporrichtend ſchaut er das Göttliche. Und ſo wirkt die Muſik vorzugsweiſe im Tempel der Anbetung. —

Und dennoch eifern und ſpeien Manche wider Kirchenmuſik. Wer ſind die ſpeienden Eiferer? Niemand anders, als die Myſtiker und Pietiſten. Nüchtern und kalt, wie in ſich ſelbſt vermummt, eingeſponnen wie die Puppe im Winkel, ſoll der Menſch beten und Gott ſcheuen. — So wollen jene bedauernswürdigen Kopfhänger, jene traurigen Frömmler, jene gefühlloſen Märtyrer ihrer ſelbſt, jene grübelnden Duckmäuſer von Jakob Böhm, dem Schuhflicker der deutſchen Myſtik, bis zu unſern en gros-Händlern der Myſtik und der engliſch-deutſchen pietiſtiſchen Compagnie ſammt ihren überall angeſiedelten Faktoreien.

Während von allen Seiten Klaglieder Jeremiä über den darniederliegenden handellosen Handel angestimmt werden, macht man im lieben Vaterlande in Pietismus und Mystik gute Geschäfte, da sie Modeartikel geworden. Diese Handelsartikel sind nie flau; schlimmsten Falls hielten sie sich angenehm; ja sie wurden stark gesucht und gingen reißend ab in der schweren Zeit der Cholera in Deutschland, und bei den drohenden Aussichten zu einem europäischen Kriege.

Das Hinneigen zum Pietismus und zur Mystik — ich verlasse das eben begonnene Bild vom Handel und male es nicht weiter aus — ist eine geistige Cholera, wenn auch keine neue orientalische Krankheit, doch ansteckend durch Berührung mystischer Patienten und Annäherung an pietistische Spitäler. Alle ihre Symptome stimmen seltsamer Weise mit den Aeusserungen der asiatischen Seuche genau überein. Denn es zeigen sich Drang zum Stuhle, d. h. zum Kanzel- und Lehrstuhle, Convulsionen in

Armen und Händen, Verdrehungen der Augen, kein belebender Puls — kein warmer Herzensschlag, Eingenommenheit des Kopfes, unersättlicher Durst nach — der Quelle der Gnade, unstillbares Schmachten nach dem Himmelsborne, widrige Eruptionen in Liedern und Predigten, Traktätchen und Erbauungsbüchern.

Von dieser furchtbaren Epidemie, die das geistige Leben tödtet, ist insbesondere Preußen heimgesucht. Absonderlich ist die Haupt- und Residenzstadt der Heerd des mystischen Miasma und des pietistischen Contagiums. Die Berliner evangelische Kirchenzeitung, herausgegeben von dem Professor der Mystik, Hengstenberg, ist das officielle Cholerablatt, welches den Stand, die Verbreitung, den Zuwachs dieser Seuche genau angibt. Stark gebraucht werden die alten Heilsmittel — nicht Heilmittel — Müller's himmlischer Liebeskuß, das Paradiesgärtlein, Kuhbachs Morgensegen und die neueren Predigten und Traktätchen aus dem frommen Wupperthale. Das Hengstenbergische

Blatt aber ist das Arsenal des preußischen Pietismus, woraus Waffen und Munition nach allen zweiunddreißig Gegenden der Windrose versandt werden. —

Nach Berlin ist die Universitätsstadt Halle der Hauptheerd der Mystik, die zweite Hochschule des Pietismus in Deutschland, der Hauptbetsaal der Frömmlinge. Tholuck, Guericke und Valenti, das edle Dreiblatt, sind die Katheder-koriphäen der mystischen Theologie, die meisterlichen Exegeten der Apokalypse, mit welchen hier auch die ausübende Gerechtigkeit durch ihren adeligen Repräsentanten von Gerlach Arm in Arm wandelt zu Schutz und Trutz, die sich auch an anderen Orten, wo man durch subscribirende Bettelei und fromme Gefängnißvereine unterstützt, den Schächern und Sündern die Offenbarung Johannis predigt, ihrem Bestreben anschließt.

Den dritten Rang nimmt die Pietisten-Kolonie im Wupperthale ein, deren officielle Zeitung das Barmer Missionsblatt ist, stinkend

von Heiligenduft, das — um des alten Fabeldichters Lichtwer Worte zu gebrauchen —

Stein' erweichen,
Menſchen raſend machen kann.

mit ſeinem ewigen Geleier von Fügung, Erbſünde, Erlöſung, Heiligkeit, Gottes Fügung, Buße, Kaſteiungen u. drgl.

Merkwürdig iſt die Erſcheinung, daß unter dem Officierſtande in Preußen der Pietismus viele Rekruten angeworben hat. Ein treffliches Bild eines Helden, im Schlafrock und Pantoffeln, durch Ofen und Doppelfenſter wider Kälte und friſche Luft geſchützt mit unerſättlichem myſtiſchen Glaubenshunger den Kempenſchen Thomas und dergleichen alten pietiſtiſchen Quark zu verſchlingen! Ein niedliches Genreſtück, des Pinſels eines niederländiſchen Stilllebenmalers würdig, ein Corps von einem halben Dutzend ſolcher Pantoffelhelden in fromm-erbauender Verſammlung bei Tabak und Bier zuſammen zu ſehen! —

Ostern, das Fest der Auferstehung naht. Möge es für Deutschland seyn ein Fest der Auferstehung der Freiheit des Volks, der Liebe zu seinen Fürsten, des Volksglücks und des Fürstenadels. Möge es bekunden, daß dem Tode des Volkslebens die Macht, der Tyrannei der Stachel genommen, daß das Volk erwacht sey zu ewigem Leben. Möge darauf folgen das Fest der Pfingsten, das herrliche Fest, wo geredet wird für alles Gute, Edle, Wahre, Schöne allüberall mit feurigen Zungen, und der heilige Geist inniger, fester, unzertrennlich-liebender Verbindung zwischen Deutschland's Fürsten und Völker herniederschwebe gleich einer Taube, den ewig grünen Palmzweig des Friedens und der Eintracht im Munde!

XXVIII.

Berliner Schwärmer, Raketen und Leuchtkugeln.

Nur ein poetiſch Feuerwerk
Iſt, Publikum, mein Augenmerk.
A. W. v. Schlegel.

Was wir wollen? — Etwas praſſeln, etwas leuchten, etwas ſchwärmen.
Das iſt Alles, liebe Leſer! — Möget ihr euch drum nicht härmen.

Schaut — gereimte Knallraketen, ohne Feuer und Gefährde,
Sollen luſtig aufwärtsſteigen, niederfallen ſtill zur Erde.

Mit Leuchtkugeln wir beleuchten, was bedeckt Kaputz' und Mantel,
Gleichviel, ob es dumme Schaafe oder giftige Tarantel.

Und die Schwärmer ſollen ſchwärmen frei und
ſonder Band und Klauſeln,
Und verjährten Mißbrauch weidlich an dem al-
ten Barte zauſeln.

Ha — ich ſchaue, wie in Maſſen man zum
Feuerwerk ſich drängt.
Immer näher, lieben Leutchen! Keinem wird
ein Haar verſengt.

Geht auch hier 'ne alte P'rücke, dort ein ſteifer
Zopf in Flammen,
Iſt's nicht gut, zum Feuertode alten Plunder
zu verdammen?

An den Spielen dieſes kleinen, luſtigen Au-
todafee's
Laben eine ganze Woche ſich Berlin's äſthet'-
ſche Thee's.

„Man ſo duhn" — ſo heißt das Motto des
Berliner Lebensbuches.
Schein iſt Alles hier. Du zweifelſt? — Willſt
du — Sein, mein Lieber! Such' es!

. Na — wat kimmern mir die Polen, die laatsch-
potigen Lausparicken? *)
Jeh ick doch in die Comedje, und druf nach die
Wurstpickenicken. * —

Virtuosen, Künstlerinnen aller Sorten, aller
Arten
Strömen nach Berlin, dem wunderschönen
Kunsttreibtollhausgarten.

Fremde, heimische Talente bieten Kunstgenuß
in Masse
Von der Elsler bis Jakoby, Sänger der Stall-
schreibergasse. —

Zauberin, du allgewalt'ge Elsler, in der Roll'
der Stummen!
Keins der tausend Mäuler wagte polizeiwidrig
zu brummen.

---

*) Läuseperücken.

Wüthen mogt' Veſuv im Aufruhr mit Aniello
um die Wette —
Alle Sinne der Berliner feſſelt' deine Pirouette.

Oeſterreich'ſche Kunſt der Füße, Wiener Zauberkraft der Schenkel,
Als Präſervativ gen Aufruhr ſeid gelobt dem letzten Enkel.

Spielt' ich einſt den frommen Schleicher, ſpiel' ich nun den Orthodoxen:
Für den Glauben — ſchwör' ich dreimal — laß ich mich zu Tode boxen.

Und zum Streite ſtets gerüſtet, katzbalgt' ich zu hundert Malen
Mich bereits auf's Blut in „denen theologiſchen Journalen."

Wie vor Hunger ſich die Jünger um des Meiſters Brocken balgen!
Ominöſe Zahl, du Sieben! Ein gedrängter voller Galgen.

Der Packan dort an der Spitze, — — — —
Bellt: Auf, subskribire, Deutschland! Sey
kein banger Hasenfuß!

Frisch gewagt, ist halb gewonnen! kläffen nach
die Andren heiser.
Auf dem Titelblatt einst grünen ihre Namen —
Lorbeerreiser.

Sieben Jünger sind beschäftigt, Meister's Werke
zu verew'gen:
Nach dem Koran sieben Heil'ge — — — —
Mahoms Wunder pred'gen.

Küßt in Demuth den Pantoffel mir, dem mächt'-
gen Pabst in Preußen!
Die kathol'sche Heerde leit' ich nach der Poli-
tik der Reußen.

Nicht bedarf Sankt Petri Schlüssels ich für
meine Lämmerheerde;
Denn mein Dietrich paßt und öffnet 's Him-
melspförtlein ohn' Beschwerde.

Immer rückt er näher, immer drängt er ſich
gewichtig dichter,
Von Freimüthigkeit und ſeinem theuren Blatt
alleine ſpricht er.

Heimiſch iſt hier nicht die Tugend jenes Manns
im Holzſchnittbilde.
Saheſt du Oliven reifen auf Kamtſchatka's
Eisgefilde?

Brennend brennt's an allen Ecken. — Brennen!
nur bei uns nicht brennt's.
Mein Präſervativ iſt trefflich. Wiſſet, daß
„Cenſur" man nennt's.

Ich verſchreib' homöopatiſch ein'ge Tröpflein —
Dinte nur,
Und im ganzen Lande findet ſich vom Welt-
brand keine Spur.

Dieſer jüdiſche Verleger, der mit Büchern trei-
bet Schacher,
Iſt noch widriger als Knoblauch, Kipper, Wu-
cherer und Pracher.

Stets verlegen, daß verlegen werden die verlegten Waaren,
Bietet — Jedermann zum Ekel — er sie an mit Haut und Haaren.

Welche Seligkeiten sprossen Pilzen gleich um uns herum,
Wenn im Tivoli wir rutschen, gähnen im Elysium.

Solche Hochgenüsse werden dem Berliner Publikum;
Einen hätt' ich bald vergessen: unsren Wein, gebraut aus Rum.

Daß kein Knopf fehlt an den Hosen, sag' ich euch, bei der Parade!
Auf die Latten geht's — Gott straf' mir! wem ein Knopf fehlt, sonder Gnade.

Ach, wir Armen! Weg die Sonntag und die Elsler! Uns ergötzt
Nichts, als wäre das Theater längst auf halben Sold gesetzt.

Keine neue Oper brachte uns Spontini. Ach —
wir harren
Jahrelang, und ſind geworden — nach dem
Sprüchwort — längſt zu Narren.

Kaum kehrt er von Darmſtadt wieder unſer
alte Bühnenhahn,
Holt er ſchon für unſre Bretter wiederum ein
Ei heran.

Bürgerlich nennt er das Hahnei und Berliner
Trauerſpiel.
Wenig gibt's des Bürgerlichen, doch der
Trauerſpiele viel.

Was vom Staate er geſchrieben und gelehrt
einſt ohne Salz,
War der Wiſſenſchaft des Staates, was dem
Ohre — Ohrenſchmalz.

Der Politiker beweiſt euch nächſtens ganz ad
oculos:
Daß Virgil euch hatt' im Sinne, als er ſang:
procumbit bos.

Ferner wird er euch beweiſen: Ruhe ſey des Bürgers Pflicht,
Und ihr dürftet euch nicht kratzen, wenn ein Floh euch juckend ſticht.

In vier Bänden gibt er nochmals, was er gab vor Jahr und Tag,
Daß das undankbare Deutſchland ſein auf's neu gedenken mag.

Dennoch bange, daß ſein Name dem Gedächtniſſe entflog,
Zeigt ein Neuwerk in fünf Bänden ſorgſam an der Katalog.

XXIX.

Iſt es irgend etwas, das die klimatiſchen Abſtufungen der Literatur bezeichnet, ſo haben wir in der Journaliſtik die untrüglichſte Sicherung des Compaſſes. Vom Morgenblatt durch die Abendzeitung zum Mitternachtsblatte zieht ſich dieſer klimatiſche Prozeß, und uns Berlinern iſt die Tantieme geſtellt, entweder die literariſche Nordpolshöhe bei uns anzuerkennen, oder jenem Progreſſe als dem unendlichen und ſomit gedankenloſen unſere Sandhügel zu eröffnen.

L. Gutzkow,
im Forum der Journal-Literatur.

Weißt du auch, wieviel Journale Berlin zählt? — Gerade ſo viel, als Wochen im Jahre. Der Freimüthige hat jüngſt ein vollſtändiges Regiſter nebſt dem Preiskourſe mitgetheilt. Aber welch ein Schofel iſt darunter, von dem alten Freimüthigen bis zu den blutjungen Figaro und Quixote, dem Schatten des verſchiedenen Berliner Couriers und des Eulenſpiegels.

Wie die Berliner Droſchken europäiſchen Ruf erhalten haben, und ihre linkiſche Unbeholfenheit und träge Schneckenſchnelle im Vergleich zu ähnlichen Fuhrwerken anderer großen Städte zum Sprüchwort geworden, ſo iſt's auch mit den literariſchen Droſchken Berlins, den Journalen. Die Berliner Zeitſchriften ſind unbeholfen, langſam, hölzern — kurz das Gegentheil von dem, was ſie ſeyn und leiſten ſollen. Dabei ſympathiſiren die reſidenzſtädtiſchen Droſchkenfahrer der Literatur, die Journal-Redakteure mit den wirklichen Droſchkenkutſchern Berlins in mehr als einer Hinſicht, und das ganze Fuhrweſen, ſowohl der Zeitſchriften als Droſchken der Haupt- und Reſidenzſtadt Preußens, liegt im Argen, iſt ein wahrer Augiasſtall von alten Uebelſtänden, verjährten Mängeln und tief eingewurzelten Makeln, noch immer des räumenden Herkules harrend.

Gleich alten deutſchen, holpernden Reichs-Poſtwagen ſetzen ſich die Berliner Zeitblätter

an bestimmten Tagen und Stunden langsam und gemächlich in Bewegung, gehen ab — ob voll oder leer, darum kümmern sich ihre Schirrmeister nicht — meist leer oder mit leichter Lumpenfracht, rasseln dabei lärmend einher, als förderten sie schwere Fracht, und lassen die Postillons blasen aus Leibeskräften ohrzerreissende Töne, damit Alles an Thür und Fenster eile.

Also geberdet sich die Berliner Journalistik von Biester und Nicolai bis auf Gubitz und Häring, stets mit derselben hinkenden Lahmheit und hölzernen Unbeholfenheit, mit demselben hochmüthigen Eigendünkel und derselben naserümpfenden Selbstschätzung. Und diese Uebelstände sind alt und eingerostet, und die ausgeschliffenen Räder der Berliner Postkutschen knarren noch immerfort, wie vor einem halben Jahrhundert.

Vor einigen Jahren gewann es das Ansehn, als stände dem Journal-Postwesen Berlins eine totale Reform bevor. Ein Fremder

ſchuf — ein journaliſtiſcher Nagler — eine Schnellpoſt, neu und leicht gebaut, welche mit luſtigem Peitſchengeklatſche der Satyre und ſchmetternden Poſthorntönen des Witzes urplötzlich daherflog, wogegen die alten Poſtwagen mit ihren neunundneunzig alten, ſchwerfälligen Attributen närriſch und erbärmlich ausſahen. Saphir gründete im Jahre 1825 die Berliner Schnellpoſt und darauf den Berliner Courier, zwei Erſcheinungen, welche ganz Berlin in Entzücken und die älteren Zeitſchriften tief in der Achtung des Publikums herabſetzten.

Die ſteifen Journal-Poſtmeiſter ſahen den Neuling als Uſurpator an, der ſich sans gêne Angriffe auf ihre Perſon und Eingriffe in ihre vermeintlich durch rechtsgültige Verjährung erworbenen Rechte erlaubte. Nieder mit dem Uſurpator! war ihre Loſung. Sie ſetzen ſich zur Wehr, wagten ſogar einen Angriff. Der Kampf des Einen gegen Alle begann; die berüchtigte Federſchlacht des Einen wider Drei-

zehn ward geſchlagen. Jener focht mit den ſcharfſchneidenden Waffen des Witzes und Spottes, jene mit der ſtumpfen Wehr des nüchternen Ernſtes. Saphir erfocht den glorreichſten Sieg, die Dreizehn erlitten eine lamentable Niederlage, ſie, die geſpornt von Ruhm- und Brodneid, und geblendet von unſinniger Wuth dem ſcharfen Stachel der Satyre nur die bloße Hand entgegenhalten konnten.

Einige Jahre nach dieſem ruſſiſchen Feldzuge des Berliner Journalismus räumte Saphir das eroberte Schlachtfeld freiwillig. Jubelnd nahmen die reſidenzſtädtiſchen Journalfröſche Beſitz von ihrem alten, ihnen entriſſenen Terrain und koarten aus Leibeskräften, daß ihr Tyrann Storch, welcher ſie mählig Alle, einen nach dem andern — zu verſchlingen drohte, ſie und ſeinen Thron verlaſſen. Und von dieſem Tage an hüpften ſie wieder luſtig in ihrem ſtehenden, übeldunſtigen Sumpfe umher mit leichtem Herzen, und laichten, waren fruchtbar und mehrten ſich bis auf dieſe Stunde.

Nach dieſem erſten Offenſivkriege, welchen der Berliner Journalismus ſo unglücklich geführt, nach dieſer großen Blätterſchlacht, welche ſo ſchmachvoll verloren ging, gelüſtete den Journalfeldherrn Berlin's nicht wieder, patriotiſche Angriffe und Ausfälle zu wagen. Heut zu Tage halten ſie ſich defenſiv.

Beſonders ſind es die Berliner Zeitungen und politiſchen Blätter, welche immer gewaffnet und geſchützt mit Schild, Panzer und Viſier, jeden Hieb, Schuß, Wurf und Stoß abzuhalten ſtreben; aber meiſt vergeblich. Der feindliche Pfeil hat ſchon geſchwirrt und getroffen ehe die Helden den Schild heben, und während der Getroffene zappelt und wankt, beginnen die Blätter mit furchtbarem Geheul die zu ſpäte Vertheidigung.

Die Staatszeitung, das politiſche Wochenblatt und die Buchholzſche Monatsſchrift bilden die heilige Allianz, gewaffnet zu Schutz und Trutz, in ſteter Schlachtordnung mit dem Federſchwert gerüſtet, wiewohl dieſe Trias auch

unter ſich — iſt das Special-Intereſſe gefährdet — ficht. Zog doch Buchholz wider Jarke, oder vielmehr wider das Motto ſeines Wochenblattes das Schwert.

Auch auswärtige Blätter werden als Hülfskorps herangezogen z. B. die Augsburger Allgemeine, die Hannöverſche Zeitung. Noch neuerdings, in dieſen Tagen, hat ſich das Nachbarland Hannover für Preußens Intereſſe gerüſtet; denn die Hannöverſche Zeitung that einige Noth- und Hülfsſchüſſe. Die Stuttgarter Zeitung war nämlich kühn und verwegen geraden Weges auf die preußiſche Armee losgerückt, hatte insbeſondere ihr Geſchütz auf das Officierkorps gerichtet und derb gefeuert. Es galt den Vorzug, der dem Adel wiederum in Preußen, und namentlich unter dem Officierkorps des preußiſchen Heeres, eingeräumt wurde, dem Kaſtengeiſt, der die bürgerlichen Officiere theils verdränge, theils ihren Eintritt und ihr Avancement erſchwere. Ich glaube das nicht. Dieſen Vorwurf will nun die Han-

növerſche Zeitung zu nichte machen, dieſe Scharte des preußiſchen Officierſchwertes auswetzen, die Ehrenwunden des Officierkorps heilen. In der dringenden Eile hat ſich der Hannöverſche Bader aber in der Salbe geirrt, und ein Pflaſter aufgelegt, welches, ſtatt zu heilen, die Wunde weiter offen und eine Heilung und Beſſerung a la Ballhorn nach ſich zieht.

Falſch ſeyen — meint er — die Behauptungen, daß der Adel wiederum, wie im Jahr 1806, prädominire im Officierkorps, und daß unter den Artillerie- und Ingenieur-Officieren die Mehrzahl bürgerlich ſey, daher rühre, weil es dem, in den Militairdienſt tretenden jungen Adel an Kenntniſſen und wiſſenſchaftlicher Bildung fehle. Vielmehr gebe ſich bei dem aufblühenden, jungen preußiſchen Adel ein wiſſenſchaftliches Streben kund, daß es eine Luſt ſey. Er trete aber darum in die Infanterie und Kavallerie ein, weil er dort ſeine adligen Freunde und Bekannten finde; das ſey der wahre, einzige Grund, weßhalb er nicht

die Artillerie wähle, und nicht Scheu vor dem Examen und Mangel an Bildung und Kenntniſſen, da zudem die Prüfung, welche der Infanterie- und Kavallerie-Officier zu beſtehen habe, dieſelbe ſey mit der des Artillerie- und Ingenieur-Officiers.

Das klingt ungefähr eben ſo, als die Behauptung: die Prüfung eines Hühneraugen-Schneiders ſey identiſch mit dem mediciniſchen Doktor-Examen. Und daß dieſer ganze Nöth- und Hülfsſchuß der Hannöverſchen Zeitung nichts als ein blinder Schuß, und das ganze Raiſonnement mehr als erbärmlich und unüberlegt iſt, bedarf wohl keiner Ausführung. Jedes geſunde geiſtige Auge erkennt es auf den erſten Blick. —

XXX.

Die Journale und Encyklopädien sind die Straßen und Plätze der Literatur, die Kommunikationswege, die Märkte und respektive auch die Schlachtfelder. Ohne sie würde die Büchermasse nur einer ungeheuren Stadt gleichen, die voller Häuser, aber ohne Straßen wäre. Man kann leicht bemerken, daß es den Deutschen in ihren Häusern zu enge wird, daß sie häufiger als sonst die öffentlichen Plätze besuchen. Eine große Menge Journale führt der Meßkatalog an, und während von Zeit zu Zeit einige eingehen, entstehn dafür doppelt so viele wieder.

Wolfgang Menzel.

Wien hat seinen Prater, Göttingen seine Würste, Heidelberg das große Faß, Erfurt seine Riesenglocke, Hamburg seine Lotzschen Originalien, Braunschweig seine Mumme, Hannover seinen Adel, München seinen Görres; aber Berlin hat, was Alle nicht haben, seinen — Stehely. —

Was ist Werners brillante, Courtins schöne, Josty's allbekannte Conditorei im Vergleich zu Stehely's journalreicher Conditorei? Stehely's Conditorei — Lesekabinet mit seinen hundert Journalen und Blättern ist das Eldorado der Pflastertreter Berlins, das Paradies der Novitätenkrämer der Residenz, die hohe Schule der Gardeofficiers und Beamten, die größte besuchteste Bildungsanstalt der Hauptstadt Preußens, welche von Jung und Alt, Arm und Reich, Gelehrten und Dummköpfen frequentirt wird, um den Durst ihrer Wißbegierde zu löschen, den Heißhunger ihres Geistes zu stillen, und den Kitzel ihres ästhetischen Gaumens zu befriedigen.

Sie ist die Fundgrube der Novitäten, das reiche Bergwerk der Neuigkeiten, der nie versiegende, ewigfrische Born der Ereignisse und Begebenheiten. Was wäre Berlin ohne Stehely? — Eine Glocke ohne Klöpfel, eine Uhr ohne Zeiger. Nur durch ihn ist Klang in allen

Thee's, Soirees, Pickenicks, Diners und Soupers, und durch ihn allein weiß Berlin, was es an der Zeit iſt. Unter Schloß und Stange liegen ſie da die Herolde des Tages, die Poſtillone und Couriere der Literatur und Politik, die papiernen Telegraphen — die Journale, Zeitſchriften, Zeitungen und Blätter. Sie verwandeln die Stunden in Minuten, die Langweile in Kurzweil; ſie verbannen das Gähnen und verſcheuchen antiopiatiſch den Schlaf. Emſig und vertieft ſitzt man hier in Journale und Pfannkuchen, in Zeitungen und Bisquits. Markloſe Geſchöpfe ſtärken ſich durch Markpaſtetchen, Windbeutel ſpeiſen ihres Gleichen, und machen Wind; ſüße Herrchen lecken Bonbons und Baiſers — jeder findet hier, was er ſucht in Journalen und Gebackenem; gleich und gleich geſellt ſich hier in jeder Hinſicht. Stehely's Conditorei iſt der untrügliche Barometer des Berliner Geſchmacks, die Wetterfahne des politiſchen Windes der Reſidenz, der Hydrometer der Literatur und Journaliſtik, die Lügenzeitung und

der officielle Moniteur der Politik, das Panorama der Berlinerei.

Will man Journale und Zeitungen leſen, ſo gehe man zu Stehely; man hat dort Auswahl, und Neu- und Wißbegier finden gehörige Befriedigung. Ruhig und verträglich ſind daſelbſt ihrer beinahe Hundert zuſammen, Blätter von allen Farben, Zeitungen von allen Formaten, Journale von allen Conſtitutionen zu einer großen Zeitſchriften-Ausſtellung verſammelt, alle unter Schloß und Stange. Aber trotz Schloß und Stange werden einzelne Blätter oft mit Gewalt entführt, wie dieß noch neulich mit den Beilagen zur Augsburger allgemeinen Zeitung der Fall war, worin Heine über Frankreichs Zuſtände ſprach.

Einer meiner literariſchen Freunde hat unlängſt eine zuſammenſtellende Charakteriſtik der deutſchen Unterhaltungsblätter verfaßt, die ich hier mittheile. Der Vorrang gebührt — alſo beginnt er — dem Morgenblatte. Nicht ſein Aeußeres hat ihm dieſen Ruf verſchafft —

denn in diesem Betrachte gehört es unstreitig zu den schlechtesten — sondern sein innerer Gehalt. Jeder Leser „gebildeter Stände" findet darin angemessene Unterhaltung, da die Redaktion besonders auf Manchfaltigkeit ihr Augenmerk richtet. Die Correspondenznachrichten rühren von tüchtigen Männern her, und entbehren des leeren, langweiligen Theatergeschwätzes fast ganz; bei Aufnahme von Gedichten wäre grössere Sorgfalt zu wünschen. Zwei Beiblätter werden zugegeben: das Literaturblatt und das Kunstblatt. Ersteres entstand aus einem früheren literarischen Anzeigeblatt; den Büchern wurden kurze, empfehlende Notizen angehängt, darauf wurden kleine Recensionen gegeben, Böttiger lobhudelte gleichfalls darin, bis das Blatt unter Müllner's Leitung als kritisches Blatt sich vortheilhaft auszeichnete. Wolfgang Menzel übernahm hierauf die Redaktion; das Blatt hob sich noch mehr; energische Kritik wird partheilos, frei und unbeschränkt darin geübt. Die meisten Kritiken,

welche es enthält, haben den Redakteur zum Verfaſſer, der fern von der Philiſterhaftigkeit „der altergrauen, moosbewachſenen Literaturzeitung,“ von der breiten Schwatzhaftigkeit der Blätter für literariſche Unterhaltung und den nüchternen Saalbadereien und widrigen Lobhudeleien des Wegweiſers der Abendzeitung, ſich kräftig, frei, rückſichtslos und lebendig ausſpricht. Mit Recht kann man behaupten, daß Menzel ohne Nachtmütze, Lehnſtuhl, Schlafrock, Pantoffeln und Oellampe zu Gericht ſitzt, fünf ſonſt nothwendige, gleichſam verjährte Requiſite der deutſchen Recenſenten, welche ſich — nach Jean Paul — zu Kritikern verhalten wie Scharfrichter zu Richtern. Ein gleiches Lob kann dem Kunſtblatte nicht ertheilt werden, welches nur nach allgemeinem, beſtimmten Plane, nicht aber nach feſten, kritiſchen Grundſätzen wie das Literaturblatt redigirt wird. Hier ſteuern Viele bei, und jeder pfeift und ſingt, wie ihm der Schnabel gewachſen.

Den direkten Gegenſatz zum Morgenblatt

bildet die Abendzeitung. Auch nicht einen einzigen Vorzug hat sie mit jenem gemein; ihr Inhalt beschränkt sich auf Erzählungen und Novellen ohne Ende, Lückenbüßer und Raumfüller jeder Art, schlechte Reimereien und ellenbreites Theatergewäsche. Geistloser und niederträchtiger, als die deutsche Poesie und Kritik in der Abendzeitung unter Theodor Hell's Aegide gehandhabt wird, kann sie nicht gehandhabt werden; Hell verdient wegen seines Extrems der Geistlosigkeit *unsterblich* zu werden — sagt wahr und unumwunden W. Menzel. Und wahrlich, in den letzteren Jahren — von früheren, besseren Zeiten kann längst nicht mehr die Rede seyn — ist diese Geistesarmuth auf's Höchste gestiegen, und widert an mit allem ihrem Ekel. Der äußeren Einrichtung nach ist nichts versäumt; aber die Ausführung — da sitzt der Knoten.

Ein Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften, welcher im literarischen Labyrinthe den Weg weisen

ſoll durch kritiſche Fingerzeige, eine Beilage unter der Rubrik: Einheimiſches, welche die einheimiſchen (Dresdner resp. ſächſiſchen) Kunſt- und Literaturangelegenheiten beſprechen ſollte; Didaskalien in Bezug auf die Theater in Dresden und Leipzig, und ein artiſtiſches Notizenblatt, redigirt von Böttiger, wurden in den letzten Jahren beigegeben. Allein es war, als könne in der Nähe des böotiſchen Dunſtkreiſes der Abendzeitungs-Redaktion keine ſchöne Blüthe, keine erfreuliche Frucht gedeihen. Die kritiſchen Fingerzeige des Wegweiſers, die einheimiſchen Relationen, die Theaterdidaskalien und die artiſtiſchen Notizen weiſen alle auf einen Weg hin, der vom rechten Pfade abführt; ſie alle ſind wahre Irrwiſche. Lobhudelei und Oberflächlichkeit vertreten die Stelle eindringender Wahrheit; Leerheit iſt die Repräſentantin gediegener Beurtheilung; geiſtarmes Geſchwätz iſt der wohlfeile Remplacant kritiſchen Scharfſinns — kurz, wie die Abendzeitung ſtatt Un-

terhaltung nur Langweile erzeugt, so verfehlen auch die Beiblätter ihren Zweck, wie es denn auch nicht anders seyn kann, wenn ein Böttiger lobhudelt, sämmtliche Mitarbeiter sich gegenseitig bei jedem Anlasse becomplimentiren, ein Nürnberger den Gelehrten affektirt, ein Böneckе sich zum Recensenten der verschiedenartigsten Bücher aus allen Fächern aufwirft, ein Richard Roos und Hohlfeld die Poeten spielen, und Schauspieler und Gymnasiasten als Theaterrichter figuriren. Kein Fünkchen von Poesie erwärmt, kein Hauch von Fantasie belebt, kein Witz ergötzt, kein Urtheil erfreut, keine Mittheilung interessirt. Will man durch die Wüste Sahra der deutschen Journalwelt waten, so nehme man die Abendzeitung, und keine freundliche Oase duftet, kein frischer Quell lacht uns entgegen, kein erfrischender Lufthauch weht uns an. Und dennoch existirt das Blatt, und wird noch fernerhin vegetiren. Indeß — es gibt Manches in der Welt, worüber man den Verstand verlieren könnte.

Die Zeitung für die elegante Welt ist, wiewohl sie erst ihr einunddreißigstes Lebensjahr zurückgelegt, eine alte Thee- und Betschwester geworden. Früher flink und munter, kauert sie nun bedächtig und redselig, bringt fromme Gedichte und harmlose kritische Anzeigen aus der Feder ihres Redakteurs, Methusalem Müller, auf den Journal-Markt Deutschlands zu Kauf, nebenbei lange Briefe und Neuigkeiten, sogar vom großen Bernhardsberge, regelmäßige Correspondenzen aus Schwaben in großer Menge, konversirt viel über Mord, Todschlag und andere Todsünden des Katechismus, und zeichnet sich durch Mittheilungen im Fache der Erzählung von besseren Schriftstellern aus. Ludwig Rellstab zu Berlin ist ihr besserer Correspondent unter der großen Zahl ihrer schlechten Billetdourscribenten, und das Intelligenz-Blatt liefert zum Frommen der Leser einen successiven Meßkatalog.

Der Gesellschafter *) hat sein fünfzehntes Lebensjahr erreicht. Er bringt keine umfangreichen Erzählungen, keine darmlangen Theaterberichte und Correspondenznachrichten (mit Ausnahme der Münchener), keine weitläufigen Kritiken, sondern Alles kurz, wenn auch nicht bündig, gerade Behuf der Conversation in Gesellschaften, Theezirkeln u. s. w., um nach seiner Anleitung hier über Alles — und wäre es auch über Nichts — mitsprechen zu können. Wie der „wohlunterrichtete Hausfreund" für den Hausbedarf, so sorgt der Gesellschafter für den Gesellschaftsbedarf. Was will man mehr? Eine Beilage: der Bemerker, bemerkt seit längerer Zeit weniger und immer seltener, und hat die letzte Zeit hindurch ganz geschwiegen, wogegen sich ein anderes Beiblatt: Kunst und Gewerbe betitelt, zur Zeit der Berliner Kunst- und Gewerbe-Ausstellungen gewaltig breit macht, und zwar über die Aus-

*) Ueber die Berliner Journale habe ich mein Urtheil im zweiten Briefe niedergelegt.

ſtellungen. Ein unlängſt ausgeſchriebenes Preis-Wettrennen hat viele Wettrenner herbeigerufen; ſie haben auch gerannt und wettgerannt, aber das vorgeſteckte Ziel nicht erreicht, und der Turnierherr Gubitz hat nichts deſtoweniger allen Wettrennern eine ſilberne Medaille verſprochen. Iſt das nicht ächt turniermäßig?

Der Freimüthige iſt bereits ein ſiebenundzwanzigjähriger Burſche geworden, und bringt ſtatt der Freimüthigkeit ſelbſt — den Ritter Ulrich von Hutten als Symbol derſelben, aber im möglichſt ſchofelſten Holzſchnittskonterfei, auf jedem Blatte zur Schau. Von Kotzebue gegründet und intereſſant durch die Federfehden ſeines Gründers mit der damaligen Schlegel-Tieck'ſchen Schule, gerieth er ſpäter unter die Zuchtruthe des Dr. Kuhn, der ihn mit Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen aufgeſtopft dem deutſchen Leſepubliko producirte, wodurch er mindeſtens dieſe literariſche Eigenthümlichkeit erhielt und beſaß. Seit er mit dem Jahre 1830 den Beinamen: Ber-

liner Conversationsblatt erhielt, d. h. mit dem dießnamigen, von Willibald Alexis (Häring) und Friedrich Förster redigirten Blatte zusammengeschmolzen ward, verlor er auch diese geringe Eigenthümlichkeit, und trat charakterlos auf bis auf diese Stunde, wo er nur den Häring allein noch als Herrn anerkennt. In letzter Zeit setzte er gar noch die politische Brille auf die Nase, sah aber bald oft gewaltig über den Gläsern her, bald aber durch dieselben ein X für ein U an. Wie konnte es anders seyn? Man bedenke: Ulrich von Hutten, der alte deutsche Ritter mit einer Brille auf dem Nasenhöcker. Das Gedichtchen: drei Worte, drei Farben betitelt, dessen Verfasser, laut öffentlichen Blättern, wegen der darin ausgesprochenen Tendenz Allerhöchsten Orts kassirt ward, machte, daß man von dem sonst wenig beachteten Blatte sprach.

Die Mitternachtzeitung war als Mitternachtblatt unter der Leitung seines Stifters Müllner der Wolf, der in der

deutſchen Zeitſchriften-Schafheerde eingebrochen und Poſto gefaßt hatte, und darin wüthete und zerfleiſchte. Jetzt hat das Blatt die erbärmlichſte, zahmſte Lammsnatur adoptirt, und blökt nichts als Erzählungen und Gedichtchen, ſaft- und kraftlos. Kurz — ſeit Müllners Tode trat im Mitternachtblatte geiſtige Mitternacht ein; kein Witzblitzſtral zuckt durch das Dunkel; kein poetiſches Wetterleuchten erhellt, kein heiterer, kräftiger Gedankenſtern blinkt, nicht einmal Streckcharaden-Irrwiſch täuſcht.

Die Leipziger Modenzeitung, trotz ihres einunddreißigjährigen Alters noch immer jung und friſch durch ihre Modekupfer und Novitäten aus der Modewelt, die vielgeliebte und vielgeſuchte Freundin von Schönen, Schneidern und Haarkräuslern, will ihre literariſche Beſtrebungen nur als Beigaben, als Mittel zum Zweck betrachtet wiſſen. Ihr Hauptaugenmerk ſind die Moden und ihre Wandelbarkeit; aber dadurch, wie ſie ihren Nebenzweck erreicht, beſchämt ſie manch anderes

Journal. Die Blätter aus der Gegenwart, welche mit ihr seit Jahresfrist verbunden sind, bieten manches Interessante.

Die Hebe wurde vor sieben Jahren aus einer Jugendzeitung in eine Zeitschrift für ernste und heitere Unterhaltung metamorphosirt. Ihre Gevatterin, die ewigjunge Hebe, die Mund- und Nektarschenkin von der Göttertafel, ward dieses hohen Hofchargenamtes bekanntlich verlustig; das Pathchen kann sich freuen, nie der Gefahr einer solchen Amtsentsetzung sich ausgesetzt zu sehen, da sie niemals am deutschen Journaltische Nektar, sondern höchstens nur dickes Bier gespendet hat. Ohne Jugend- und andere Reize will sie durch eitles, leeres, dünkelhaftes Wesen gefallen, wodurch sie nur noch mehr fallen kann, als sie bisher gethan hat.

Die Blätter für literarische Unterhaltung sind die Wiedertäufer unter den verschiedenen Sekten der deutschen Journale; bei ihrer Geburt ward ihnen der Name: litera-

riſches Converſationsblatt beigelegt. Durch die Wiedertaufe glaubte man dem Kindlein eine höhere Stellung gegeben zu haben; aber es war und blieb der alte Vetter Michel, ein Chamäleon, charakterlos, ohne beſtimmte Grundfarbe in zahlloſen Farben ſchillernd. Hier wird das Schlechteſte gelobt und das Beſte getadelt, und wiederum das Beſte gelobt und das Schlechteſte getadelt, Alles ſtill und friedlich neben und nach einander. Keine Form des Lobes und des Tadels iſt ausgeſchloſſen: Kanzelton und Kanzleiſtyl, kurze Reime und breite Abhandlung, Katheder-vortrag und Schriftenexcerpte, barſch und weinerlich, ſüßlich und bitter, angenehm und ſauer wechſeln mit einander ab. Und da dem Einen dieſes, dem Andern jenes gefällt, dem Schaafe Salz ſchmeckt, dem Eſel Diſteln munden, ſo findet die literariſche Unterhaltungs-Tafel Beifall, weil jeder nach Geſchmack und Ungeſchmack wählen kann unter den verſchiedenen Schüſſeln. Und das iſt gut, heißt es im

Dorfbarbier — und für den Beutel des Verlegers noch beſſer.

Die Damenzeitung iſt nur zwei Jahre alt geworden, und ward dann in veränderter Geſtalt als Zeitſpiegel in Heften producirt. Sie zeichnete ſich durch Manchfaltigkeit der Mittheilungen aus, war indeß nicht frei von den Mängeln und Schwächen ihrer Colleginnen. Der Name des Redakteurs, C. Spindler, hat einen guten Klang; allein der Name macht nicht Alles gut; das Werk muß den Meiſter loben. Spindler ſteuerte ſelbſt wenig bei, und was er beiſteuerte, beſtand aus ſchnell entſtandenen, flüchtig hingeworfenen Produktionen, ſogar nach dem Franzöſiſchen. Nicht anders iſt es ſeit ihrer Metamorphoſe geworden. Der Zeitſpiegel iſt das Spiegelbild der Damen-Zeitung.

Hesperus flimmert ſchon viele Jahre am deutſchen Journalhimmel. Was ſoll man von ihm ſagen? Eine Xenie könnte ihn alſo charakteriſiren:

Nahe am knurrenden Oefchen des Abends,
wenn Hesperus flimmert,
Sitzt man ſo heimiſch, ſo traut, plaudert
Altweibergeſchwätz.

Altweibergeſchwätz ohne Plan und Richtung iſt das Produkt des Hesperus. Er iſt die Kaffeeſchweſtern- und Altbaſen-Kaffeeviſite, der Klatſchthee unter den deutſchen Blättern, und bringt Vieles, aber nicht viel, mitunter neben dem Irrelevanten und Abgeſchmackten gar Gemeines und Alltägliches.

Die Originalien haben das Originelle, daß ſie wenig Originale und viel Ueberſetztes liefern. Sie ſind harmlos und Frieden liebend, laſſen Jedem gern das Seine und in Ruhe, froh, wenn man ſie nicht in ihrer Ruhe ſtört.

Der Dresdner Merkur hatte lange Zeit hindurch viel verloren. Der Handel iſt nach allgemeiner Klage ſchlecht; wie ſollte es dem Gott des Handels beſſer gehen? Sonſt zeichnete er ſich durch brillante, kritiſche Theater-

Ausstellungen aus; dann verkehrte er am liebsten mit sächsischen Landesangelegenheiten, Comunalgardisten, Bürgergarden, und spielte den liberalen Peter dem übrigen Deutschland zum Ekel, welche Rolle er auch noch unter dem Mantel einer Bürgerzeitung fortspielt.

Der Komet wurde seit Januar 1830 sichtbar in Deutschland. Er irrt nicht nach Kometenart bahn- und planlos einher am Journalhimmel, hat vielmehr seine bestimmte, feste Bahn, und bringt ein Freund des Wanderns nicht allein eine Reisezeitung mit Reisebriefen, Ausflügen, Reisebildern, Wanderungen, Reiseskizzen, Reiseepisteln u. s. w., sondern außerdem noch eine Menge Reisekorrespondenzen. Möge er sein schönes Ziel erreichen, wohin er rastlos strebt; möge der Beifall, der ihm geworden, seine Schritte beflügeln!

Als sein Antipode trat auf der Planet, eigentlich: Unser Planet geheißen, der nicht einmal das alltägliche Brod der Jour-

nalfreunde — Erzählungen — ſeinen Leſern reichte, ſie vielmehr mit allerlei wohlfeilen, entlehnten Gerichten abſpeiſte, und tagtäglich ſchlechter, magerer und ungenießbarer kochte, bis er ſpäterhin ſich etwas zuſammennahm, und nun, vielen Journalen gleich, manche übertreffend, ſeine tägliche Bahn wandelt, manchfaltig unterhaltend.

Die Erholungen, von Georg Döring herausgegeben, ſind treffliche Opiate; ſie erreichen mithin ganz ihren Zweck; denn was gewährt beſſere Erholung nach der Tages Laſt und Hitze, als ein tüchtiger Schlaf? Und dieſen befördern die Döring'ſchen Erholungen aufs Beſte.

Der Eremit von Fr. Gleich iſt ein wandernder Jude, ſchachernd mit den Kleinodien, wie Lappalien anderer Blätter, in neuer, verſchiedenartiger Faſſung ſie wieder ausbietend.

Die Eos aus München, früher die Antipodin eines jeden Liberalismus, ſey er, wer er wolle, der Triumphbogen des kraſſeſten

Katholicismus, die Walhalla göttlicher Grobheit unter Görres, des literariſchen Chamäleons Mitwirkung, ſcheint dahin zu ſtreben, bald für verſchollen erklärt zu werden. Wir rufen ihr zum voraus zu: Sit tibi terra levis!

Die Miscellen von Bran ſind ein wahrer Miſchmaſch überſetzter Ingredienzien aus dem Franzöſiſchen in allen Arten und Farben, ohne daß irgend eine vorherrſcht unter den andern, ein Potpourri Pariſer Gerüche, wohlduftend und übelriechend.

Columbus, amerikaniſche Miscellen, nach dem Namen des Entdeckers des vierten Welttheils getauft, entdeckt deutſchen Leſern Kampf und Fortſchreiten, Stilleſtehen und Sinken, Leben und Streben der verſchiedenen Staaten Amerika's in mancherlei, jedoch größtentheils ſchwachen Umriſſen und matten Schattenbildern.

Die Wiener Theaterzeitung von Bäuerle hat für Wien's Schauſpieler und

Theaterfreunde Intereſſe, weniger für das übrige Deutſchland.

Manchfaltiger iſt die Wiener Zeitſchrift von Schickh.

Die Achener Modenzeitung iſt reich an Modebildern, aber dürftig in ihrer literariſchen Ausſtattung, welche ſie, wie die Moden, meiſtentheils Pariſer Blättern und engliſchen Almanachen entlehnt.

Die Modeblätter von der fingerfixen Vielſchreiberin Amalie Schoppe zeichnen ſich durch Nichts aus; ſie ſind der Wiederhall der Leipziger Modezeitung. Ob ſie bereits Todes verblichen, weiß Ref. nicht.

Das Ausland iſt das literariſche Leihhaus Deutſchlands, welches gegen hohe Procente ihren Leſern unbedeutende Summen meiſt in franzöſiſchen und engliſchen Münzſorten vorſchießt; viele Münzen, bereits lange im Auslande von Hand zu Hand gegangen, haben ihr Gepräge faſt ganz verloren. Dagegen ſind

die Originalbeiträge dieſes Blattes originell und gut.

Die Nürnberger Blätter von Dr. Spatzier, geboren am 1. Juli 1830, haben bereits das Zeitliche geſegnet. Ihr Vater mußte ſie ihrem Schickſal preisgeben und ausſetzen, weil er urplötzlich des bairiſchen Landes verwieſen ward. Trotz ſeiner Jugend hatte das Kindlein die ſtarke Stimme eines Mannes und lallte ernſte Abhandlungen und breite, wenn gleich gediegene Diſſertationen, hielt aber auch kürzere geiſtvolle und kräftige Reden an die deutſche Nation, beſonders an Baierns Volk.

Hell und heiter war Saphirs deutſcher Horizont im Beginne, erleuchtet von den Sonnenſtralen ſeines Witzes. Aber jetzt dunkelt er tagtäglich mehr; die freundliche Bläue wird triſtes Grau, nur hie und da von dem Wetterleuchten ſeines Humor's erhellt.

Die Hamburger und Münchener Leſefrüchte ſind die Piraten auf dem deut-

ſchen Journal-Ocean, und viele Provinzial-Blätter friſten als Taſchendiebe ihr ſtilles, geheimes Leben, das meiſt kurze Zeit währt; denn ehrlich währt am längſten — ſagt das Sprichwort. —

XXXI.

Die Schneiderrevolution in Berlin.

Reminiscenz aus dem Jahre 1830.

Ach! thät man erst der Balg die Kiekers zuthun; denn jing ick nach die Revolution.

Seufzer einer Berliner Kindermagd bei der Wiege.

Dunkel, von Gaslampen erhellt. Straße. Ein großer Menschenhaufen hat sich zusammengedrängt. Lärm und Geschrei.

Ein Nachtwächter

drängt sich in die Mitte des Haufens.

Heisa, Juchheisa, Dudeldumdei!
Das geht ja laut her. Bin auch dabei!
Ist das ein Haufen ruhiger Bürger?
Sind wir Kosacken? Sind wir Türkenwürger?
Treibt man so mit der Obrigkeit Spott,
Als hätte die Polizei, der allmächtige Gott

Nicht Gensdarmen und Nachtwächter, die könnten drein ſchlagen?
Iſt's jetzt Zeit zu blauen Montagen?
Zu Wurſtpickenicks und Tanzgelagen?
Quid hic statis otiosi?
Was ſteht ihr und legt die Hände in Schoos?
Die Revolution iſt in Frankreich los,
Das Bollwerk der Niederlande iſt gefallen,
Brüſſel iſt in der Inſurgenten Krallen.
Und ihr ſeyd hier in der Reſidenz Berlin,
Schlendert nach Wiſotzky und Herig hin.
Kümmert euch mehr um die Stich als den Stich,
Wetzt lieber den Schnabel als die Nadel,
Treibt euch lieber herum mit der Dirn
Als mit Fingerhut, Scheere, Nadel und Zwirn.
Die Meiſter trauern in Sack und Aſche;
Ausgeleert iſt eines Jeden Taſche.
Es iſt eine Zeit des Mangels, der Noth;
Es regnet kein Manna, es geſchehn keine Wunder.
Die Bäcker backen gar kleines Brod,
Davon ſchneidet man nicht viel Schnitte herunter

Die Meiſterwelt iſt ein Klagehaus;
Die Geſellenwelt lebt in Saus und Braus.
Daß Gott erbarm! Der Meiſter Reich
Liegt ganz und gar außer ihrem Bereich.
Die Meiſter ſind worden dienende Geiſter,
Die Geſellen-Herberge iſt des Handwerks
Todtenbett und Särge.
Die Schneider-Innung hat keine Geld-
Gewinnung,
Und all die geſegneten Handwerks-Zünfte
Haben alle kein Geld und keine Einkünfte.

Woher kommt das? Das will ich euch ver-
künden!
Das ſchreibt ſich her von eurem Schlendern
unter den Linden,
Von dem faulen und vornehmen Leben,
Dem ſich die Geſellen alle ergeben.
Denn der Müßiggang
Iſt aller Laſter Anfang.
Auf das Laſter folgt das Uebel
Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel.

Hinter dem U kommt gleich das Weh:
Das iſt die Ordnung im A B C.

Ubi erit victoriae spes — Ei — ei!
Si offenditur Deus! Wie ſoll's gehen,
Wenn man will trotzen der Polizei,
Statt fleißig auf dem Tiſche zu nähen?
Die . . . . . in Berlin
Fand den verlornen cul de Paris wieder;
Der . . . erhielt ſeinen Adel wieder;
Aber wer bei den Schneidergeſellen ſucht
Fleiß und Sitzſamkeit und gute Zucht,
Der wird nicht Viele zu Hauſe finden:
Zu Hunderten gehn ſie unter den Linden.

Zu dem Aelteſten des Schneidergewerks
Kamen die Schneiderburſchen gelaufen,
Die ſich thäten beſaufen und raufen,
Fragten ihn: quid faciamus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen von der
Polizei los?
Et ait illis. Und er ſpricht:

Neminem concutiatis,
Ruhe iſt des Geſellen erſte Pflicht;
Neque calumniam faciatis,
Wenn ihr ruhig ſeyd und euch fügt,
Contenti estote, euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit eurem Wochenlohn,
Dann gibt ſich Alles in Ordnung ſchon.
Es iſt ein Gebot: Du ſollſt im Schweiße
Dein Brod verdienen mit Thätigkeit und Fleiße.
Aber wen ſieht man mehr als euch faullenzen,
In allen Kneipen und Schenken herumſchwänzen?
Glaubt mir: wenn ihr für jegliche Stund',
Die ihr faullenzt, verlört n'en Zahn aus dem Mund,
Ihr könnt's mir glauben — bei meiner Ehr!
Ihr hättet längſt keinen Zahn im Munde mehr.
Ein Schneider war auch Meiſter Fips;
Aber wo ſteht denn geſchrieben zu leſen,
Daß er ein ſolcher Saufbold geweſen,
Oder ein Spitzbub', wie Tullian Lips?
Sollte man den Mund doch — ich ſollte meynen —

Nicht weiter aufthun, als zu einem Hieb.
Aber ihr nehmt ſoviel ihr könnt, wie ein Dieb.
Den Magen ihr ſtets überfüllt,
Bis daß er rülpſet und überquillt.

Wieder ein Gebot iſt: Du ſollſt nicht ſtehlen.
Ja — das befolgen die Meiſter nach dem Wort;
Denn ſie tragen Alles offen fort.
Vor ihrem Schneiden und Scheerengriffen,
Vor ihrem Maaßnehmen und Diebeskniffen
Iſt kein Stück Tuch geborgen. Ein Wiſch —
So heißt's — und ein Stück ſpaziert unter den Tiſch.
Was ſagt der Prediger: Contenti estote,
Begnügt euch mit eurem Morgenbrode.
Aber wie ſoll man die Burſchen loben,
Kommt doch das Uebel all von oben.
Wie der Meiſter, ſo der Geſell;
Beide ſind reif zum ewigen Feuer der Höll'.

Einige Schneidergesellen,

aus dem Haufen hervortretend.

Herr Nachtwächter, uns Gesellen mag er schimpfen;
Den Meister soll er uns nicht verunglimpfen.

Nachtwächter.

Schweiget! Dico vobis hoc:
So ein stinkender Ziegenbock,
Trägt seidenes Futter, spielt den Großen,
Und hat das Heldenherz in den Hosen.

Ein Meistergesell, drohend.

Laß er uns das nicht zweimal hören!

Nachtwächter.

Halt das Maul! Ich laß mich nicht stören.
So ein Bramarbas und Eisenfresser
Glaubt, er wüste alles weiser und besser,
So ein tölpelhafter Herodes —

Meistergesell.

Kerl, halt's Maul! Du bist des Todes!

Nachtwächter.

Polizeisergeanten und Gensdarmen,
Helft! Wir wollen uns des Schreiers erbarmen!
Ist er doch Allen ein Stein
Des Anstoßes und Aergernisses
Mit seinem Lärmen, Toben und Schrei'n.
Schnell ihn zur Hausvogtei abgeführt;
Dort wird er radikal kurirt.

Der Meistergesell wird abgeführt von Gensdarmen. Der Haufen verläuft sich. Der Nachtwächter pfeift elf Uhr.

XXXII.

Berlin wie es iſt.

In Parallelen, Anekdoten und Aphorismen dargeſtellt.

Berlin iſt ein großes Krähwinkel.
H. Heine.

In allen großen Städten findet man ein Volk, in Berlin nur Gebildete und Pöbel; daher kein Volksſinn, keine Volksfeſte, kein Volkstheater in Berlin.

Ein Eckſteher fragte ſeinen Kameraden: Weeßt du ſchon, daß wir enen neuen Miniſter gekriegt haben? Ne — war die Antwort — ick dachte, die Wittwe würde et fortſetzen.

Zwei Straßenjungen zu Wien raufen ſich in der Himmelspfortſtraße. Es verſammelt ſich eine Menge Menſchen, bemüht, ſie auseinander zu bringen. Sie ſagen: Na, Buabna, ſeyd's geſcheidt! — Gibt's a Friad! (Frieden). Ihr Schlanklen, ſeyd ruawi! (ruhig). In Berlin balgen ſich in der Königsſtraße zwei Straßenbuben. Leute verſammeln ſich, und hetzen beide Jungen noch mehr aneinander. Der Eine ruft: Halt en man feſt! Der Andere ſchreit: Jib dem Racker man eens uf's Oberkapitolium! — Man zu! — Druf los! u. ſ. w. Und ſo adelt ſich das ähnliche Benehmen bis zu den kunſt- und literariſchen Straßenbuben hinauf.

In Berlin gilt überhaupt der Schein der Dinge am meiſten, was ſchon die allgemeine Redensart: „man ſo duhn" (thun) hinlänglich andeutet.

Der Berliner iſt außerordentlich wohlthätig. Aber er gibt mit dem Kopf, nicht mit dem

Herzen. Berlin iſt das unendliche Thränentuch, welches oft und ſtets willig die Thränen jedes Unglücks trocknet.

Auch in Paris herrſchte unter dem Pöbel der Wahn: nicht die Cholera raffe ſo Viele dahin, ſondern man habe das Waſſer ꝛc. vergiftet. Tobende Schaaren zogen durch die Stadt. Einem ſolchen begegnete ein Arzt: Seyd ihr raſend? ſprach er ſie an — nur die „barbares du Nord“ können ſo etwas glauben, kein gebildetes Volk, wie die Franzoſen. Der Haufen verlief ſich ſchweigend. Der Berliner Pöbel kann nur durch Polizeigewalt beſchwichtigt werden; er hat und kennt keinen point d'honneur.

Ein Berliner Cenſor wollte nicht eher den Druck eines Gedichtes mit der Aufſchrift: An meine Nachbarin geſtatten, bis ihm geſagt worden, wer die Nachbarin ſey.

Derſelbe Cenſor verweigerte die Aufnahme einer Charade, deren Auflöſung „Kammerherr“ war, weil „auf hohe Hofchargen keine Charaden gemacht werden dürften.“

Derſelbe ſtrich von dem Titel einer unter dem Namen „Narren-Zeitung“ projektirten Zeitſchrift, die letztere Hälfte — das unſchuldige Wort: Zeitung, jedoch ohne Angabe des Grundes, während ein anderer Berliner Cenſor den Abdruck des ganzen Titels geſtattete.

Unſrer Juſtiz iſt noch eine Naſe angewachſen; ſie hat jetzt zwei wächſerne Naſen, die man drehen kann — bemerkte Jemand. Wie das? fragte ein Anderer. Nun — haben wir jetzt nicht zwei Juſtizminiſter? —

Wir haben ſo viele Vereine in Berlin, aber keine Vereinigung — ſagte Jemand.

Ein Obriſt von Adel führte einen Officier in der Conduitenliſte als fähig auf, ſchrieb aber nach ſeiner Orthographie: feig.

Die Berlinerin liebt; die Wienerin verliebt ſich; jene ſpielt die Gelehrte, dieſe will lernen; jene iſt affektirt, dieſe natürlich.

Der Wiener Pöbel iſt gottesfürchtig, bigott und faſtet, wenn er ſoll; der Berliner Pöbel fürchtet weder Gott noch Teufel, iſt atheiſtiſch, und faſtet, wenn er muß, d. h. wenn er nichts zu eſſen hat.

„Seit Henriette Sontag im Haag iſt, ſind Begeiſterung und Muth zu den beſtürzten Holländern zurückgekehrt. Chaſſé hat Antwerpen bombardirt, und van Speyk ſich in die Luft geſprengt.“ Alſo geberdet ſich der Berliner Journalwitz (im Freimüthigen).

XXXIII.

Lange Zeit waren die Freunde der Freiheit in geringer Anzahl in Deutschland. Man betrachtete sie ungefähr wie die Liebhaber von Schmetterlingen oder Muscheln. Aber die Freiheit geht jedermann an. Das System der Freiheit ist nichts anders, als Sicherung der Gerechtigkeitspflege für Klein und Groß, und Gerechtigkeit ist Gottes Sache.

F. Baltisch.

Der Staatsrath ist hier längere Zeit hindurch versammelt gewesen. Diese höchste, berathende Behörde Preußens wird gebildet aus den Prinzen des Königlichen Hauses nach erreichter Volljährigkeit, aus den höchsten Civil- wie Militairbeamten des Staats, Ministern, kommandirenden Generalen, Oberpräsidenten und solchen höhern Staatsdienern, welchen das besondere Vertrauen des Königs Sitz und Stimme in dieser Versammlung verliehen hat.

Alſo Prinzen, Militair- und Civilbeamte bilden den hohen Rath Preußens, welche, aus allen Provinzen des Landes zuſammenberufen, in geheimſten Sitzungen berathen des Volkes Wohl und Wehe; und deßhalb iſt es auch jetzt tiefſtes Geheimniß für das Volk, was beredet, berathen und beſchloſſen worden.

Gerüchte flüſtern: es ſey über eine Conſtitution für Preußen die Rede geweſen, veranlaßt durch die in dieſer Beziehung auf dem vorigjährigen weſtphäliſchen Provinzial-Landtage gepflogenen Verhandlungen. Wie und was man geredet — das wiſſen die unſterblichen Götter. Keins von allen Berliner Blättern hat etwas darüber — ja ſelbſt über den Staatsrath verlauten laſſen. Selbſt das Wort Staatsrath iſt in keinem von allen nur gedruckt worden. Sogar der Freimüthige, von dem in einer Berliner Correſpondenz in der Allgemeinen Augsburger Zeitung geſagt wurde: er zeichne ſich unter den hieſigen Blättern fortwährend

ſeines Namens würdig, (hört) hat freimüthig geſchwiegen.

Ueber eine Conſtitution für Preußen ſoll alſo die Rede geweſen ſeyn. Ob Viele die Zeitgemäßheit und Nothwendigkeit einer ſolchen geläugnet oder behauptet haben? — Ich weiß es nicht. Diejenigen, welche die Zeitgemäßheit und Nothwendigkeit einer Conſtitution läugnen, bis endlich das Volk auf den Straßen laut wird — ſagt Baltiſch — gleichen einer Schwangeren, welche hartnäckig läugnet, bis das Kind ſich in die Welt drängt.

Die Geburtswehen ſind — dünkt mich — in Deutſchland ſchon eingetreten; Viele halten ſie zwar für falſche Wehen; aber was kann man nicht Alles für falſch halten. Wir werden's ſehen. Neugierig bin ich, ob's eine elende Frühgeburt, oder ein kräftiger ausgewachſener, geſunder Bube werden wird zur Freude des Landes, oder ob es wirklich nur bei den Wehen bleibt. Die Soldaten des

Pabſtes tragen auf ihren Mützen und Patrontaſchen das Wort: Pax (Frieden) als Wappen, ſo tragen auch — dieſes Friedenswappen auf Stirn und Hintern — von vorn und hinten — bezeichnet und ertheilt das Privilegium zu zielen und zu feuern auf die Bruſt des Feindes und auf das Herz des römiſchen Unterthanen. Und wider dieſe Wunden, welche der Soldat dem Bürger ſchlagen darf, iſt ſelbſt das Binelliſche Waſſer, das die Verblutungen bei Verletzung der größten Pulsadern ſtillt, ein eitles, fruchtloſes Mittel; denn das Herz des Volkes verblutet. Und wie viele Privilegien und Privilegirte gibt's im lieben Deutſchland, die als Wölfe n Schaafpelze umherwandeln. — Wenn ich nur noch zwei Stunden zu leben habe — ſagt Seume — will ich noch mit meinem letzten Athemzuge rufen: Wollt ihr euch retten, ſo rottet die Privilegien aus.

Die Rede waffnet ſich allüberall wider Privilegien, Gewaltthat, Unterdrückung und

Einzwängung, und das Wort wird kräftige That. Man bedenke: das kleine Herzogthum Meiningen zählt zwölf Zeitblätter. Alle sind Herolde und Wächter der Freiheit, deren Morgen anbricht mit Sonnenglanz über Deutschlands Gauen. Noch kämpfen die Geister der Morgennebel mit den Helden. Während der König von Belgien die Stiftung eines Verdienstordens, der „Orden der Unabhängigkeit" heißen soll, projektirt, erbaut man in Warschau eine Citadelle, welche nach jenem Kaiser genannt werden soll, der den Polen eine Constitution verlieh, — Alexander. Während man in Hannover am 18. Juni, dem Jahrestage der großen Schlacht, das Denkmal des Sieges bei Waterloo enthüllte, hielt man hier in Berlin ein Pferderennen. Die preußischen Pferdehelden und Heldenpferde, die vierbeinigen muthigen Renner Achille kämpften im Schweiße ihres Angesichtes auf der Rennwahlstatt mit ihren Füßen um den Preis, wie jüngst die Novellen-Ritter nach dem Gubitz'schen Medaillenver-

ſprechen und vorlängſt die Gloſſenreiter nach dem verheißenen Schnellpoſt = Silberbecher. Während K. v. Reinhard, der Kärner Bürger's, abermals einen Haufen Bürger'ſchen Schriften zuſammengefahren, und unter dem Titel: Aeſthetiſche Schriften herausgegeben, hat W. Alexis ſeinen Feind Börne liebgewonnen, und gibt aus dem achten Theile der Börne'ſchen Schriften Leſefrüchte zum Beſten.

Was die Noth *nicht Alles vermag!* Sie bricht Eiſen, und Manuſcriptmangel, woran ein Journalredakteur leidet, verſöhnt — Feinde. W. Alexis verdient einen deutſchen Pfalzgrafen-Lorbeer auf's Haupt, wenn er heimkehrt von ſeiner Wiener Reiſe. Seine Briefe aus Wien kommen als Vorläufer von Zeit zu Zeit hier an, und ſteigen im Gaſthof zum Freimüthigen ab. Das ſind Briefe, wahre Briefgoliathe, wogegen die Briefe aus Paris von Raumer und Börne winzige Davidchen ſind.

War mal ein Rieſe Goliath
Der hatte — —
Doch nur ein klein Gehirn
ſang Asmus vor einem halben Jahrhundert. —

XXXIV.

Nun vervollkommnet ſich das Theater zum Tollhauſe, und die Raſerei krönt der Selbſtmord. Nun gattet ſich im Dialog des Trauerſpiels Pöbelſprache mit Obenton, und auf derſelben Zunge umarmen ſich Schwänke des Biergaſtes und der Geſang des Seraphs, wie Taſchenſpieler aus demſelben Faſſe Wein und Waſſer zapfen. Der Speichel der Dichtkunſt löſet der unberedten Leidenſchaft die Zunge, und die poetiſche Feder impft dem ſtummen Schmerz rhetoriſchen Auswuchs ein. Den griechiſchen Kothurn verdrängt der Pferdefuß des Teufels, den man den Füßen des Böſewichts anſchnallt, oder der Flügel des Engels, der auf heiligen Rücken wächſt. Der tragiſche Mord ſchreit um die Gerechtigkeit der Melpomene, deren Arſenal ein einziger Abend erſchöpft, und das Schwert der Auflöſung des Knotens mäht das Leben derer hinweg, die fünf Akte alt wurden.

Jean Paul.

Von den Theatern Berlin's zu ſchweigen in Briefen aus Berlin wäre ein Majeſtätsverbrechen, begangen an der Majeſtät des Berliner haupt- und reſidenzſtädtiſchen Volks,

welches mindeſtens Verbannung aus der Stadt nach ſich zöge. Und ich bliebe doch noch gern einige Zeit hier. —

Das Theater iſt die heiligſte Angelegenheit des Berliner Publikums, der einzige Gegenſtand, worüber das ganze Volk Berlins ohne Repräſentativ-Verfaſſung und freie Preſſe frei denkt, ſpricht und ſchreibt, je nachdem ihm Hirn, Zunge und Feder gewachſen. Es iſt das gewaltige Triebrad der großen Converſations-Walkmühle Berlin's, der einzige Mittelpunkt des Berliner öffentlichen Lebens. Der General-Intendant der Schauſpiele iſt nach dem Könige der erſte Mann in Berlin, und um Schauſpieler und Sängerinnen kümmert man ſich mehr als um Miniſter und Küſter.

Und was wäre Berlin ohne Theater? Daſſelbe, was eine Börſe ohne Geld. Es iſt das große Steckenpferd, worauf das große Berlin kindiſch reitet. Ungeheure Summen werden Jahr aus, Jahr ein vergeudet, um dieſes große Schaukelpferd in Bewegung zu

halten. Mit den Koſten der Aufführung einer neuen ephemeren Oper könnte man eine Kirche bauen für Jahrtauſende. Koſtete doch die Aufführung der Spontiniſchen Oper Olympia 28,000 Thaler. Die Beſoldungen der Bühnenkünſtler Berlin's iſt beiſpiellos: die Gage des Generalmuſik-Direktors ſteht dem Gehalte eines Oberpräſidenten gleich; Schauſpieler und Sängerinnen rangiren im Dienſteinkommen auf den Präſidenten von Landeskollegien u. ſ. w.

Das Theater nimmt hier alle Köpfe, alle Zungen ein. Man kümmert ſich nicht um volksvertretende Stände, ſondern nur um den Stand der Königlichen Bühne, nicht um das Sinken der Volkswohlfahrt, ſondern nur um das Sinken des Königsſtädter Theaters, nicht um den Gang der Staatsangelegenheiten, ſondern um den bevorſtehenden Abgang des Spitzeder'ſchen Ehepaars von der Königsſtädter Bühne, welches mit einer Gage von 7000 Rlr. ſich nicht begnügen will. Gute Tänzerinnen gelten mehr als gute Miniſter. Die Wiener

Tänzerin Elsler lebt unauslöschlich in dem Gedächtnisse Berlins, während man der Ernennung des neuen bürgerlichen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten kaum noch nach 8 Tagen gedachte, und der Name Sontag versetzt noch das große kalte Herz Berlins in hochklopfende Bewegung:

Alle seine Pulse schlagen,
Und das Herz pocht ungestüm.

Die Vapeurs einer Schauspielerin erfüllen die ganze Stadt mit Schrecken; der Husten eines Sängers ist ein Unglück, das die ganze Stadt niederbeugt; die glückliche Entbindung einer Bühnengöttin ein Ereigniß, darob ganz Berlin jubelt, als sey es selbst in die Wochen gekommen; und der Tag, an welchem ein Mime nach langer Abwesenheit oder Krankheit zum erstenmal wieder die Bretter betritt, ein Fest-, Ehr- und Jubeltag.

Wo man spricht, wird nur vom Theater gesprochen; was man hört, was man liest — es betrifft nur das Theater; und den hiesigen

Journalen und Blättern ist das Theater der Haupt- und Leibartikel; es ist der Leithammel der Berliner theetrinkenden Schaafe, der Stehely besuchender Böcke — kurz, der ganzen zweibeinigen Heerde Berlin's. Erst seit den Pariser Julitagen und der Polen'schen Insurrektion schimmert die Politik in den Berliner Gesprächen etwas durch. Und darauf that man sich gewaltig breit; und die haupt- und residenzstädtischen Journalisten und Correspondenzler posaunten allüberall in tausendfachen Echo's mit vollen Backen und in die Seiten gesetzten Armen: daß man in Berlin jetzt auch politisire. —

Und was leisten die Theater Berlin's der dramatischen Kunst? Das laß mich dir sagen; es bedarf dazu nur der beiden Worte gar wenig, sowohl die Königliche Bühne, gleichsam die officiellen Bretter der preußischen Melpomene und Thalia als das Königsstädter Theater, das s. g. Berliner Volkstheater ohne Volk. Die Operncholera grassirt ärger als die asiati-

ſche Brechruhr. Opern und nichts als Opern. Die Opernſucht iſt die verderbliche Krankheit, woran das Berliner Theater ſchon ſeit Jahren darniederliegt und ſiecht. Und die Muſik iſt die unſchuldige Urſache des Drängens zur Theaterthür, wenn der Theaterzettel eine Oper ankündigt.

Nicht der Componiſt, ſondern der Dekorationsmaler, der Garderobenſchneider, der Feuerwerker ſind die Trommelſchläger, welche den Generalmarſch zur allgemeinen Verſammlung im Theater ſchlagen. Der Veſuv, der in der Stummen von Portici Feuer ſpeit, der Harem Harun al Raſchids, und die Geiſter- und Feenalfanzereien im Oberon, die Elephanten, die in der Olympia oder Cortez nach dem Takte der Ambosmuſik ſtampfen, ſind die Lockvögel, welche die Menge, gleich Krametsvögeln in's Theatergarn locken.

Ein Luſtſpielchen aus, oder nach dem Franzöſiſchen, ein Spektakelſtück mit Pferden, ein Melodrama, eine ſ. g. Lokalpoſſe, füllen

nebenbei zu Zeiten das Haus; aber ächt dramatiſche Produktionen, beſonders von bewährtem, alten, klaſſiſchen Schroot und Korn, ſcheuchen die Menge aus den Schauſpielhäuſern, und die Schauſpieler ſpielen vor leeren, magerbeſetzten Bänken.

Das iſt alles, was die Königliche Bühne mit einem aktiven Perſonalbeſtand vor mehreren hundert, das iſt es, was das Königsſtädter Theater mit 200 Individuen vermögen, zugleich mit einem Koſtenaufwande von mehreren Hunderttauſenden, wofür ganze Länder und Provinzen verwaltet werden könnten.

Doch genug — ſchon zu viel von dieſer Miſere!

XXXV.

Der Hymnus: ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt, ging bei Goethe durch und durch, und machte so zu sagen ein Stück seiner Lebensbetrachtung aus.

Falk's Goethe im näheren persönlichen Umgange.

Und abermals von Goethe? wirst du fragen. Quousque tandem abutere patientia nostra? Aber Gelegenheit macht Diebe. Falk's nachgelassene Schrift, aus der das obenstehende Motto entlehnt ist, gibt sie mir. Das Manuscript dieses Buches harrte auf Goethe's Tod, um zum Leben zu erwachen; während die Lebensfackel Goethe's erlosch, zündete sie das Lebensflämmchen dieses Buches an.

Wir kennen Goethe in seinen Schriften, den gedruckten Goethe; Goethe in seinem Leben, den lebenden Goethe in Weimar will uns dieses Buch zeigen und kennen lernen.

„Religion und Politik ſind ein trübes Element; ich habe ſie mir immer, ſo weit als möglich, vom Leibe gehalten.“ Dieſe Aeußerung Goethe's, welche das Falk'ſche Buch aufbewahrt, charakteriſirt ihn zur Genüge. Nur für eine Parthei pflegte er ſich unter dieſen Umſtänden zu erklären, nämlich diejenige, in deren Gefolge eine, wenn auch nur muthmaßliche Ruhe zu hoffen war, gleichviel alsdann, auf welchem Wege ſie gefunden wurde. Er ſprach lieber — ſagt Falk — von einer Novelle des Boccacio als von Gegenſtänden, worauf das Geſammtwohl Europa's beruhte. Nur die Natur, das Reich der Erfahrungen beſchäftigte ihn. Mit Unterſuchungen über Zeit, Raum, Geiſt, Materie, Gott, Unſterblichkeit mochte er ſich wenig befaſſen. Dagegen konnte ihn „die Pratze eines Seebären, der Zahn eines Löwen Tago, ja Wochen lang durch wiederholte Betrachtung ſelig machen.“ Beneidenswerthe Seligkeit! Seligkeit im Beſchauen einer Seebärenpratze!

Ein anderes Kapitel, 21 Seiten ſtark, verhält ſich über Goethe's Humor, in Beiſpielen dargeſtellt. Und welch ein Humor! Man höre!

„Ein andermal verglich er die Profeſſoren und ihre mit Citaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo ſie rechts und links abſchweifen, mit Zughunden, die, wenn ſie kaum ein paarmal angezogen, auch ſchon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen aufhöben u. ſ. w.“

Und wahrlich — die übrigen aufgetiſchten Proben ſind noch ſchlechter, und nicht beſſer ſtehts mit dem folgenden Kapitel: Goethe's Verhältniſſe zu ausgezeichneten Zeitgenoſſen und ſeine Urtheile über ſie, u. a. Leſſing, Lenz, Klinger, H. v. Kleiſt, Einſiedel, Gleim, Herder, Wieland, Kotzebue u. ſ. w., ſo daß überhaupt durch dieſes Buch Goethe in der Theilnahme und dem Urtheile Aller gar nichts gewinnen, ſondern nur noch mehr verlieren kann. Auch nicht in einer lob- und liebenswürdigen

Eigenschaft gibt er sich zu erkennen; er zeigt sich überall als der kalte, vornehme, epikuräische Goethe, und als seiner Thaten Motto zeigt sich kein anderes, als: Du sollst keine andern Götter haben neben mir.

Eins der neuesten, mir zu Gesicht gekommenen Hefte der hiesigen Blätter für wissenschaftliche Kritik liefert eine Recension aus Goethe's Feder; sie ist nach seinem Tode erschienen, und, wie alle Kritiken Goethe's, zahm und vornehm, während viele deutsche Recensenten in's Extrem gefallen, und bissig und gemein sind, mit Ausnahme derjenigen, welche fuchsschwänzeln und lobkäuen. Ueberhaupt liegt die Kritik in Deutschland gar sehr im Argen. Wir haben jüngst die Reformbill im brittischen Ober- und Unterhause verlesen hören, wir haben die Emancipation der irischen Katholiken erlebt. Nicht minder thut's bei uns Noth, im Ober- und Unterhause unseres Literaturstaates die Emancipation und Reform der deutschen Kritik auszusprechen.

„In unſern löſchpapiernen Literaturzeitungen — ſagt Heine irgendwo — wird jeder Dummkopf von ſeines Gleichen gerichtet nach den Grundſätzen eines literariſchen Criminalrechts, das der Abſchreckungstheorie huldigt, und als ein Verbrechen jedes Buch betrachtet. Zeigt der Verfaſſer deſſelben etwas Geiſt, ſo iſt das Verbrechen qualificirt; kann er aber ſein Geiſtesalibi beweiſen, ſo wird die Strafe gemildert.“

Alſo iſt wahrlich der Zuſtand der heutigen Kritik im lieben Vaterlande. Ja — ſo iſt's und war's am grünen Holze; wie ſoll es am dürren beſſer ſeyn? Im Goethe-Schiller'ſchen vierbändigen Briefwechſel, dieſer Fundgrube gelehrter, ſchriftſtelleriſcher Gemeinheit, finden ſich in dieſer Beziehung köſtliche Belege:

„In Anſehung der Recenſionen der Horen in der Jenaer Literaturzeitung — heißt es dort (Band I. S. 80) wirklich — iſt nunmehr arrangirt, daß alle drei Monate eine ausführliche Recenſion darin gemacht wird.

Das erste Stück wird gleich in der ersten Woche des Januar weitläufig angezeigt. Cotta (der Verleger der Zeitschrift Horen) wird die Kosten der Recensionen tragen, und die Recensenten werden Mitglieder unserer Societät seyn. Wir können also so weitläufig seyn, wie wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß.

Deutschland, „dem doch alles vorgemacht werden muß," dein Schiller und dein Goethe waren kein Haar besser, als Eichstädt und Theodor Hell, nicht besser, als so viele schriftstellernde Lumpen und literarische Bengel und Gassenbuben, von denen es in Deutschland wimmelt, wie von Milben in einem faulen Käse.

Auch die literarische Themis richtet ohne Augen mit den Schreibhänden, und die Welt schätzt das Gewicht des Kunstrichters bloß nach der Schwere seiner Vorderpfote, wie das Ge-

wicht des Ochsen — sagt Jean Paul in seinem Erstlingsprodukte, den grönländischen Prozessen. Glücklicherweise aber ist in unsern Tagen die Morgenröthe, welche einen sonnigen, schönen Tag der deutschen Kritik verkündet, in Süddeutschland aufgegangen. Bedarf es mehr, als den Namen zu nennen:

Wolfgang Menzel.

In der Folge mehr über ihn. —

Die neueste Probe unserer deutschen Schooßhundkritik habe ich in der Abendzeitung gefunden. Es ist eine wahre Bolognesерhündchen-Recension. Ein dienender Geist des Redakteurs dieses erbärmlichen Blattes lobhudelt darin das von seinem Herrn herausgegebene dramatische Vergißmeinnicht, und wedelt also mit seinem Recensentenschwänzlein:

„Dieses neunte Bändchen dramatischer, aus dem Auslande in unser geliebtes Vaterland versetzten Dichtungen spricht uns schon deßhalb mit Glück um die Erfüllung des im

Titel enthaltenen Wunſches an, weil die Zahl neun in den Werken der Poeſie von Horaz her eine heilige Zahl iſt, und wir uns von dem Inhalt eines zum neuntenmale erſcheinenden Werkes nur Gutes verſprechen können. Wir fühlen uns aber auch genöthigt (welche Noth!) die im Titel des Buches ausgeſprochene Bitte zu erfüllen, weil wir von der Güte und Empfehlungswürdigkeit des Inhalts ſchon längſt durch den Augenſchein überzeugt ſind. Wer darum einen Freund beſitzt u. ſ. w., der überſende ihm dieſes Vergißmeinnicht."

Kauft Schwefelhölzer, kauft! — Pfui — wie das ſtinkt, wie das bettelt! Iſt's möglich, daß ein Redakteur ſolchen Bettelbrief für ſich und ſeinen Beutel in ſein Blatt aufnehmen kann? — Es gibt eine göttliche Grobheit, die zuſagt, aber Unverſchämtheit ekelt an. — Wie der ſ. g. Recenſent übrigens den Horaz interpretirt, iſt merkwürdig. Nonum prematur in annum — ſingt der Römer; d. h. bis

in's neunte Jahr hebe der Dichter seine Gedichte auf, und erst dann edire er sie. Th. Hell läßt seine Produkte nicht neun Tage liegen; naß kommen sie zur Presse.

XXXVI.

Unſere Almanache und Taſchenbücher ſind die Krametsvögel und Droſſeln der Literatur, die papiernen Zugvögel des Herbſtes.

Die literariſchen Herbſtvögel ſind ſchon im Anzuge begriffen. Die Minerva iſt bereits angekommen. *Aus Furcht* vor Pulverdampf und Kanonendonner war ſie im vorigen Herbſte ganz unſichtbar geblieben. Jetzt iſt ſie ſchon in der Mitte des Sommers da. Wenn ſie nur nicht zu früh gekommen. Oder ſollte ſie eine Friedenstaube ſeyn? —

Mehrere Taſchenbücher, ſelbſt bewährte und vielgeleſene Almanache, hielt die Beſorgniß der Verleger im vorigen Jahre zurück. Auch das Clauren'ſche Vergißmeinnicht, einſt der Magnet aller Damen, blieb aus. Dagegen wagten ſich mehrere neue nichts deſtoweniger

muthig und kühn heraus. Eins der flügge gewordenen führte den Namen: Lies mich. Das will ich recenſiren — ein gewaltiger Recenſent in neuer Manier, die Recenſion — ein Mährchen.

Es war einmal — ſo beginnen nach E. T. A. Hoffmann — die beſten Mährchen-Erzähler, als da ſind Ammen und alte Weiber. Doch ein Recenſent liebt weder Ammen- noch Altweibermanier, und beginnt in eigener Weiſe alſo: Ein guter Titel iſt die beſte Empfehlung, das beſte Vorwort eines Buches, oft das halbe Buch ſelbſt. Wie ein ſchöner Name eines Mädchens ihre Schönheit gleichſam bevorwortet, ſo iſt's auch mit Titel und Buch. Aber wie oft hinter dem ſchönſten Namen eine alte Urſel, eine keifende Xantippe ſich birgt, ſo iſt's wiederum auch bei Buch und Titel.

„Lies mich!“ Alſo iſt der Name des neuen Almanachskindleins. Wie lieblich liſpelt der Name uns entgegen! Wie ein niedliches Vöglein auf dem Aſte zwitſchert, wie ein heimliches

Heimchen zirpt, wie ein naives Mädchen ſpricht, wie eine lockende Undine ſingt es uns zu: Lies mich, lieber Leſer! Aber dahinter raunt des Verlegers, des alten Fülleborns, Stimme: Kaufe mich!

Die kleine Sirene hat mich verwebt; ich bin dem Ruf der glockenhellen Sopranſtimme gefolgt, welche den tiefen Baß des im Schilfe lauernden Genius übertönte. Und ſiehe — das Büchlein habe ich in Händen; mein Geld läßt der Verleger in ſeinem Beutel klingen, und lacht in's Fäuſtchen.

Und was bringt die kleine Fee? Sie erzählt vom Günſtling des Mondes, „vom Zögling des Paradieſes"; das klingt ſo mondſüchtig, ſo paradieſiſch. Nebenbei bringt ſie ein „Memento mori" und phantaſirt ein Mährchen „vom kranken Mai." Sie läßt „Jedem das Seine" in einem kleinen Luſtſpiele, und ſingt eine Menge Lieder und Gedichte, manche frei und aus voller Bruſt; aber manche klingen auch

tonlos und schüchtern und in mittelmäßigen Weisen.

Das ist das Recensentenmährchen vom Almanachskindlein: Lies mich!

Ueber das Erscheinen dieses neuen Almanachs gerieth das alte Taschenbuch Vergißmeinnicht von Clauren, das bange und bebend nicht erschien, gar sehr in Verwunderung und Staunen, wodurch folgender Briefwechsel herbeigeführt ward:

Schreiben des nicht erschienenen Taschenbuchs Vergißmeinnicht an den neu erschienenen Almanach: Lies mich!

Leipzig am 1. Januar.

Neugeborenes Brüderlein im Apoll!

Mit Erstaunen ersah ich aus dem literarischen Kirchenbuche Deutschlands, dem Meßkatalog, deine Geburt und Aufnahme in die große deutsche Almanachsgemeinde. Noch klingt dein Name: Lies mich, in meinen Ohren. Fürwahr — dein Muth erregt meine Verwunde-

rung! Wie die Göttin Minerva aus dem dicken Kopfe Jupiters mit Wehr und Waffen empor=ſprang, ſo trittſt du mit kühnem Schritte aus der Preſſe hervor ritterlichen Sinnes, während ich zitternd und zagend ob der künftigen Dinge, ſo da kommen, ruhig daheim bleibe und den Laden hüte, geſchützt von meinem Löwen, meinem Herrn und Verleger Leo bis zu beſſern Zeiten.

Wie konnteſt du's wagen, geboren zu wer=den in dieſer Schreckenszeit, in welcher ich mich zum Tode vorbereite, *und bete tagtäglich* um Abwendung der *Gefahr*? Trotz meines Namens Vergißmeinnicht glaubte ich vergeſſen zu wer=den, und du, kühner Bube, ſprichſt: Lies mich, und pfeifſt mit dieſer Lockpfeife Leſer herbei. — Du kleiner Galgenſtrick! Glaubſt du, der Buch=händlerhimmel hange voll Geigen? Voll Stricke hängt er, und bietet ſie dem armen Verleger dar, wie der Sultan ſeinem Paſcha, ſich mit pomadiger Seelenruhe daran aufzuknüpfen. Fremd ſind dir die ſchwere Noth der Zeit und die Noth der ſchweren Zeit. Möge dein Ge=

burtsjahr nicht auch dein Todesjahr werden!
Dein Bruder

Das Clauren'sche Vergißmeinnicht.

Antwort des Almanachs: Lies mich.

Geehrteſter Herr und Bruder!

Viel Glück und mehr Courage zum neuen Jahre! Ew. Wohledelgeboren wundern ſich über meine Geburt, die doch kein Wunder iſt. Kommen doch alljährlich neue Kinder der Zeit, Taſchenbücher genannt, wenn auch nicht durch den Kaiſerſchnitt, ſondern mit Goldſchnitt an's Licht der Welt. Und ſo erſcheine ich Taſchenbuch auch zum erſtenmal in unſerer Taſchenbuchszeit, der Feindin von Folianten und Quartanten, mithin meines Dafürhaltens ganz zur rechten Zeit.

Daß Ew. Wohledelgeboren in der Bücherkapelle ihres Herrn und Verlegers reumüthig Buße thun wollen das ganze Jahr hindurch, iſt ganz recht, da Ihnen — wie man mir geſagt — von Jemanden, der die Memoiren

des Teufels herausgegeben, der Text vorlängst recht tüchtig geleſen worden. Dergleichen löbliche Bußübungen führen zur Beſſerung, und die Almanachsleſer freuen ſich über Ew. Wohledelgeboren eben ſo ſehr, wie die Engel im Himmel über einen reumüthigen Sünder. Ich verbleibe mit aller Hochachtung u. ſ. w.

Das Taſchenbuch: Lies mich.

XXXVII.

Wenn jemand eine Reiſe thut,
So kann er was erzählen.
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät das Reiſen wählen.

Claudius.

Was doch nicht Alles Mode wird! Selbſt das Reiſen iſt Mode geworden. Es iſt die vorherrſchende Mode unſerer Zeit, wie das Briefſchreiben, welcher Mode auch ich huldige, und gerade durch dieſe Briefe aus Berlin Opfer bringe. Viele reiſen nicht der Mode wegen, ſondern aus geheimen Urſachen wie bekannter Zwecke willen, als da ſind: Jeſuiten und Miſſionare, Generalkonſule und Spione. Einige reiſen geheim, ihre Reiſe iſt und bleibt Geheimniß; andere, als Schauſpielerinnen und Mäuſefallenhändler; Sänger und Muſterreiter reiſen öffentlich, und ihre Wander-

märſche und Extrapoſttouren ſind Moreto'ſche öffentliche Geheimniſſe, wenn auch nicht immer Luſtſpiele, wie jenes des genannten ſpaniſchen Poeten. Andere publiciren abſichtlich ihre Reiſetagebücher wie u. a. ich und jener preußiſche Reiſende, der — wie er ſelbſt unumwunden ſich jüngſt äußerte in einer hieſigen Zeitung — die Rheinlande durchwanderte, die politiſche Stimmung daſelbſt zu erforſchen.

Iſt gleich dieſer Berliner politiſche Stimmungsſchnüffler — unter vier Augen geſprochen — ein gewaltiger Schaafskopf, ſo iſt es dennoch nicht ohne Intereſſe, ſeine Extrakte aus ſich ſelbſt — wie der geiſtreiche Dr. Lenksloß ſeine Einfälle nannte, etwas zu prüfen. Neu ſind ſie wenigſtens; denn es ſind — wie geſagt — Schaafskopfsideen.

Freund Schaafskopf hat ganz preußiſch-patriotiſch vorzugsweiſe ſein Augenmerk auf die preußiſchen Rheinlande gerichtet, und namentlich um die Ufer der Moſel herumgeſchwänzelt.

Und da hat er erforſcht und herausgebracht, nachdem er die Inſtitutionen des Landes und deren Beziehung auf die Gemüther ſtudirt hat, daß eine gute Weinleſe der einzige Wunſch, das Alles der Bewohner iſt. Die Erinnerungen aus der franzöſiſchen Zeit hat unſer ſtudirende Reiſende an der Moſel nicht „ſchmeichelnd“ gefunden, da der Franzoſe den deutſchen weißen Wein, der ihm kalt und ſauer dünkt, verſchmäht. Die preußiſchen Beamten und Militärperſonen lieben ihn. Gut Eſſen und Trinken liebt der Trierer, und ein gefüllter Keller und Boden iſt ihm lieber, als das beſte Geſetz über Preß- und Gedankenfreiheit. Wie Viele unter Hundert, unter Tauſend, unter einer Million Menſchen verſtehen, was Freiheit iſt! ruft unſer Weiſer aus. Ich kann nicht anders, als darauf antworten: Freilich gar Wenige, wenn ſie ſolche Schaafsköpfe ſind, wie du. Es lebe alſo eine Flaſche Moſelwein! Nieder mit der Freiheit!

Soldaten und Geld — fährt er fort — das war die ganze französische Gesetzgebung (?). Der Begriff von Vaterland hat unter der preußischen Regierung Wurzel gefaßt, und entwickelt sich zusehends; er schließt sich an das Gefühl: regiert zu seyn.

Also deklamirt der „nicht preußische" Rhein- und Moselreisende und anonyme Stimmungsschnüffler.

Da lob' ich *mir doch den süddeutschen*, nicht anonymen Wanderer nach Oesterreich — Wolfgang Menzel, der uns eben mit der Schilderung seiner Wanderfahrt beschenkt. Es ist ein Schatz voll anmuthiger Bilder, geregelter Ideen, tiefer Ansichten, freundlicher Lichtblicke, wodurch sich das Büchlein vor der *großen* Zahl der *Reisebeschreibungen auszeichnet*.

Als ganz vorzüglich verdienen einer genauen Beachtung die darin enthaltenen Bemerkungen über die deutschen Universitäten, Naturphilosophie, Deutschland, Prolitairs und

S. Simoniſten. Menzel iſt — doch das ſpar ich am zweckmäßigſten auf. Die Charakteriſtik eines ſo reichen, vielſeitigen Geiſtes wie Menzel, nimmt einen ganzen Brief in Anſpruch, der nächſtens folgt.

Als Proſcript bemerke ich dir noch als hieſige Novität von Wichtigkeit nachſtehende:

Der dritte bürgerliche Miniſter iſt ernannt — Ancillon, der an des Grafen von Bernſtorf Stelle als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten getreten iſt. Als ich die Nachricht vernahm, fiel mir gleich ſeine Schrift: Zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen ein. Das wäre der rechte Mann, der das verſtände. Möge es ihm gelingen in unſerer Zeit der Extreme. Morgen werde ich Ancillon's Schrift auf's neue zu leſen beginnen, um mir aus der Theorie des Schriftſtellers Ancillon die Praxis des Miniſters Ancillon zum voraus zu abſtrahiren. Nächſtens mehr. Adieu!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druckfehler im ersten Theile:

S. 7 Z. 7 lies statt neuerrichteten — neuerwählten.
— 15 — 17 = = f. literarischt — wissenschaftliche.
— 20 — 10 = = Horig I. — Herig I.
— 22 — 8 = = Rendant — Pendant.
— 67 — 1 = = über — unter.
— 72 — 21 = = einzig — winzig.
— 101 — 15 = = puberthal — puberthau.
— 125 — 1 = = ist die ausgelassene Rubrik: Namenlos einzuschalten.
— 113 — 10 = = Vorstand — Verstand.

Im zweiten Theile.

S. 41 Z. 11 ist zwischen als und 933000 das Wort früher einzuschalten.
— 78 — 5 lies statt gepuberten — gepuberter.
— 79 — 7 = = Purpurthau — Puberthau.
— 79 — 17 = = christlicher — fürstlicher
— 82 — 20 = = Nie — Sie.
— 81 — 2 = = Aristokratie — Aristokratin.
— 103 — 11 = = Deutschland — Rußland.
— 123 — 20 = = dem Schatten — den Schatten.
— 125 — 17 = = ausgeschliffenen — ausgeschlifsenen.

In derselben Buchhandlung ist so eben erschienen:

Was wir sind und wollen. Rede an die Gebildeten deutscher Nationen. gr. 16° geh. 6 gr. od. 24 kr.